Der ewige Jude.

Von

Eugen Sue.

Uebersetzt

von

Dr. A. Diezmann.

Zwölftes Bändchen.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

Der dreizehnte Februar.

Erstes Kapitel.

Das Haus in der Straße St. François.

Wenn man durch die Straße Doré (im Marais) in die Straße St. Gervais trat, befand man sich, zur Zeit dieser Geschichte, einer ungeheuer hohen Mauer von schwarzen, durch die Zeit mürbe gemachten Steinen gegenüber. Diese Mauer, die sich fast der ganzen Länge nach an dieser einsamen Straße hinzog, diente als Stütze einer Terrasse, die von hundertjährigen, vielleicht vierzig Fuß über dem Straßenpflaster stehenden Bäumen beschattet wurde. Zwischen ihren dichten Zweigen hindurch zeigte sich der steinerne Giebel und das spitze Dach nebst den großen Schornsteinen eines alten Hauses, dessen Eingang sich in der Straße St. François Nr. 3, nicht weit von der Ecke der Straße St. Gervais, befand.

Nichts konnte trauriger sein als das Aeußere dieses Gebäudes. Auch auf dieser Seite bildete es eine sehr hohe Mauer mit drei oder vier stark verstäbten Oeffnungen, eine Art Schießscharten. Eine große Thür von massivem Eichenholze, mit eisernen Stäben und ungeheuern Radnägeln beschlagen, deren ursprüngliche Farbe seit langer Zeit unter einer dichten Schicht Straßenkoth, Staub und Rost verschwunden war, rundete sich nach oben hin ab und paßte so in die Wölbung eines Einganges, der einer tiefen Arcade glich, so dick waren die Mauern. In dem einen der großen Flügel dieses massiven Thores öffnete sich eine zweite kleine Thüre, welche dem Juden Samuel, dem Hüter dieser düstern Wohnung, als Eingang diente.

Hatte man die Schwelle überschritten, so gelangte man unter eine Wölbung, die das auf die Straße zu gehende Gebäude bildete. In diesem Gebäude befand sich die Wohnung Samuels . . Die Fenster gingen in einen sehr geräumigen, durch ein Gitter abgeschlossenen Hof, und weiter hin sah man einen Garten.

In der Mitte dieses Gartens stand ein zweistöckiges Haus von behauenen Steinen, das auf so hohem Grunde stand, daß man eine Treppe von zwanzig Stufen hinaufsteigen mußte, um zu der Thüre zu gelangen, welche seit hundert und funfzig Jahren vermauert war.

Die Läden der Fenster dieses Hauses waren durch

große dicke hermetisch verschlossene und durch eiserne Rahmen gehaltene Bleiplatten versetzt. Um ferner die Luft und das Licht gänzlich auszuschließen und so jedes Verderben im Innern und Aeußern abzuhalten, war das Dach ebenfalls mit dicken Bleiplatten belegt, so wie die großen Schornsteine von Mauersteinen, die vorher verstopft und zugemauert worden waren.

Eben so war man bei der Verschließung eines kleinen vierseitigen Belvedere oben auf dem Hause verfahren, indem man diesen Glaskäfig mit einer Art Kappe verdeckt hatte, die an das Dach angelöthet war. Nur hatte seltsamerweise jede der vier Bleiplatten, welche die vier Seiten dieses Belvedere verhüllten und den vier Cardinalpunkten entsprachen, sieben kleine runde Löcher in Kreuzesform, welche man an der Außenseite leicht erkannte.

Sonst überall waren die in Blei gefaßten Fensterscheiben ganz und in Folge dieser Vorsichtsmaßregeln hatte der feste Bau des Hauses nur einige Ausbesserungen außen nöthig gemacht und die dem Einflusse der äußern Luft gänzlich entzogenen Zimmer mußten nach anderthalb hundert Jahren noch gerade so erhalten sein, wie sie zur Zeit der Schließung gewesen.

Der Anblick zersprungener Mauern, wurmstichiger und zerbrochener Fensterläden, eines halb eingesunkenen Daches und von Mauerpflanzen überwucherter Fenster wäre vielleicht ein minder trauriger, ein minder ergrei-

fender gewesen als der dieses steinernen, mit Eisen und Blei geschützten Hauses, das wie ein Grab erhalten wurde.

Der gänzlich verwilderte Garten, in welchen der Aufseher nur kam, um wöchentlich einmal Musterung zu halten, gewährte, namentlich im Sommer, eine unglaubliche Menge von Wuchergewächsen und Gebüsch. Die sich selbst überlassenen Bäume waren nach allen Richtungen hin gewachsen und hatten ihre Zweige unter einander geschlungen; einige wilde Weinreben waren zuerst auf dem Boden hingekrochen bis an den Fuß der Bäume, dann an denselben hinaufgestiegen, hatten die Stämme umschlungen und selbst über die höchsten Aeste ihr unentwirrbares Geflecht gebreitet.

Man konnte durch diesen Urwald nur dann gehen, wenn man dem Fußwege folgte, den der Aufseher gebahnt hatte, um zu dem Gitter des Hauses zu gelangen, dessen abschüssiger Aufgang ungefähr zehn Fuß breit und sorgfältig mit breiten Steinplatten belegt war.

Einen andern Fußweg an den Mauern hin gingen jede Nacht zwei oder drei große Pyrenäenhunde, deren treue Race seit anderthalb hundert Jahren in dem Hause sich ebenfalls erhalten hatte.

Das war das Haus, in welchem sich die Nachkommen der Familie Rennepont versammeln sollten.

Die Nacht, welche den 12. Februar von dem 13. trennte, ging fast zu Ende.

Auf den Sturm war Ruhe gefolgt; der Regen hatte aufgehört; der Himmel war rein und gestirnt; der Mond glänzte bei seinem Untergange in mildem Lichte und verbreitete eine melancholische Helle über dieses stille verlassene Haus, über dessen Schwelle seit so vielen Jahren kein menschlicher Fuß geschritten war.

Ein helles Licht, das an einem Fenster der Wohnung des Aufsehers schimmerte, verrieth, daß der Jude Samuel noch wachte.

Man denke sich ein ziemlich großes Zimmer, von oben bis unten mit altem Nußbaumholze getäfelt, das durch das Alter aus dem braun fast schwarz geworden ist; zwei halberloschene Brände rauchen in dem Kamine unter kalt gewordener Asche; auf einer Platte dieses steinernen grauen Kamins sieht man einen alten eisernen Leuchter mit einem Löschhorne darauf und daneben ein Paar doppelläufige Pistolen nebst einem Hirschfänger mit scharfer Klinge und ciselirtem Bronzegriffe aus dem 17. Jahrhunderte. Neben dem Kamine lehnt eine schwere Flinte.

Vier Sessel ohne Lehne, ein alter eichener Schrank und ein viereckiger Tisch mit gedreheten Beinen bildeten die Geräthe dieses Gemaches. An dem Wandgetäfel waren symmetrisch Schlüssel von verschiedener Größe

aufgehangen, deren Form ihr Alter verrieth. An ihrem Ringe befanden sich verschiedene Aufschriften.

Die Rückseite des alten Eichenschrankes, die beweglich war, hatte sich in einem Falz bewegt und man erblickte, an die Wand angegossen, eine große tiefe eiserne Kiste, deren offener Deckel den bewunderungswürdigen Mechanismus eines jener Florentinischen Schlösser aus dem 16. Jahrhunderte zeigte, welche besser als alle modernen Erfindungen einer Erbrechung spotteten und die überdies, nach der damaligen Sitte und Ansicht, durch ein dickes Futter von Amianthzeug, das auf Goldfäden ziemlich fern von den Wänden der Kiste ausgespannt war, im Falle einer Feuersbrunst die Gegenstände, welche sie enthielt, unverbrennlich machte.

Ein ziemlich großes Kästchen von Cedernholze, das aus der Kiste genommen war und auf einem Schemel stand, enthielt zahlreiche, sorgfältig geordnete und beschriebene Papiere.

Der alte Aufseher Samuel schrieb im Lichte einer kupfernen Lampe in ein kleines Register, was seine Frau Bathseba aus einem Taschenbuche ablas und ihm vorsagte.

Samuel war ungefähr zwei und achtzig Jahre alt und trotz diesem hohen Alter bedeckte ein Wald von grauem lockigen Haar seinen Kopf. Er war klein und hager und seine unwillkührliche Beweglichkeit bewies, daß die Jahre

seine Energie und Thätigkeit nicht geschwächt hatten, ob er gleich in der Straße, wo er sich übrigens nur selten zeigte, sich stellte, als sei er fast kindisch geworden, wie Rodin zu dem Pater Aigrigny gesagt hatte.

Ein alter brauner Schlafrock mit weiten Aermeln hüllte den Greis völlig ein und fiel auf seine Füße herab.

Die Züge Samuels hatten den reinen orientalischen Typus seines Stammes; seine Gesichtsfarbe war matt und gelblich, seine Nase gekrümmt und sein Kinn von einem kleinen weißen Barte beschattet; seine vorstehenden Backenknochen warfen einen ziemlich starken Schatten auf seine eingefallenen runzeligen Wangen. Der Ausdruck seines Gesichtes verrieth Verstand und Schlauheit. Seine breite und hohe Stirn verkündete Gewandtheit, Offenheit und Festigkeit und aus seinen schwarzen glänzenden Araber-Augen blitzte ein zugleich durchdringender und sanfter Blick.

Seine Frau Bathseba war um etwa funfzehn Jahre jünger als er, hoch gewachsen und ganz schwarz gekleidet. Ein niedriges Häubchen von gesteiftem Linon, das an die Kopfbedeckung der ernsten holländischen Matronen erinnerte, faßte ihr bleiches ernstes Gesicht ein, das sonst außerordentlich schön gewesen war und einen ganz biblischen Charakter hatte. Einige Runzeln auf der Stirn, die von dem fortwährenden Zusammenziehen der grauen

Augenbrauen herrührten, verriethen, daß die Frau oftmals tiefe Trauer zu ertragen hatte.

Selbst in dem jetzigen Augenblicke verrieth das Gesicht Bathsebas einen unbeschreiblichen Schmerz; ihr Blick war stier, ihr Kopf auf die Brust gesunken; ihre rechte Hand, in der sie das Taschenbuch hielt, ruhete auf ihren Knien; mit der andern Hand umfaßte sie krampfhaft eine raben-schwarze Haarflechte am Halse. Diese dicke Flechte hatte ein goldenes Schloß von etwa einem Zoll ins Gevierte und unter dem Glasplättchen, das dasselbe auf der einen Seite bedeckte, sah man ein Stückchen Leinewand, das viereckig zusammengelegt und fast ganz mit dunkelrothen Flecken, wie von längst vertrocknetem Blute, bedeckt war.

Nach einer Pause, in welcher Samuel in sein Buch schrieb, wiederholte er laut, was er geschrieben hatte:

„Andrer Seits 5000 österreichische Metalliques zu 1000 Gulden unter dem 19. Octbr. 1826.“

Nach dieser Aufzählung setzte Samuel hinzu, indem er emporsah und sich an seine Frau wendete:

„Ist es so, Bathseba? Hast Du verglichen, was in dem Büchelchen steht?“

Bathseba antwortete nicht.

Samuel betrachtete sie, und da er sah, daß sie sehr betrübt war, sagte er mit dem Ausdrucke besorgter Zärt-lichkeit zu ihr:

„Was ist Dir? Mein Gott, was ist Dir?“

„Am 19. October 1826,“ sprach sie langsam, stier vor sich hinblickend und die schwarze Haarflechte, die sie am Halse trug, immer fester umfassend. „Samuel, das ist ein schrecklicher Tag, ein trauriger Tag, . . an welchem wir den letzten Brief erhielten . .“

Bathseba konnte nicht vollenden; sie stöhnte tief und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Ach, ich verstehe,“ entgegnete der Alte mit bewegter Stimme; „ein Vater kann in ernsten Geschäften vergessen, aber ach! das Herz einer Mutter wacht immer und vergißt nie.“

Und Samuel warf die Feder auf den Tisch und stützte tief betrübt die Stirn auf seine Hände.

Bathseba ihrerseits fuhr bald darauf fort, als fände sie ein schmerzliches Vergnügen in diesen traurigen Erinnerungen:

„Ja, dieser Tag war der letzte, an welchem unser Sohn, unser Abel, uns aus Deutschland schrieb, und meldete, er habe nach Deinem Befehle die Gelder verwendet, die er mitgenommen, und er gedenke sich, eines andern Unternehmens wegen, nach Polen zu begeben.“

„Und in Polen fand er den Märtyrertod,“ fiel Samuel ein, „ohne Veranlassung, ohne Beweis, denn nichts konnte falscher und ungerechter sein als die Beschuldigung, er habe Schmuggelhandel getrieben. Die russische Regierung behandelte ihn, wie man unsere Brüder in jenem

Lande grausamer Tyrannei behandelt, und ließ ihn zu der schrecklichen Knutenstrafe verurtheilen, ohne ihn sehen oder hören zu wollen . . Warum sollte sie auch einen Juden anhören? Was ist ein Jude? Ein Geschöpf, das noch unter einem Leibeigenen steht. Giebt man ihnen in jenem Lande nicht alle Laster Schuld, welche die entwürdigende Leibeigenschaft erzeugt, in die man sie gestürzt hat? Ein Jude, der unter der Knute stirbt! Wer sollte sich darum kümmern?"

„Und unser armer, so sanfter und guter Abel ist unter der Knute gestorben, halb vor Schaam und halb vor Schmerz," sagte Bathseba bebend. „Einer unserer Brüder in Polen erhielt mit großer Mühe die Erlaubniß, ihn zu begraben. Er schnitt ihm das schöne schwarze Haar ab und dieses Haar nebst diesem Stückchen Leinwand mit den Flecken von dem Blute unseres lieben Sohnes ist Alles, was uns von ihm geblieben," jammerte Bathseba.

Und sie bedeckte mit krampfhaften Küssen die Haarflechte und die Reliquie.

„Ach!" rief Samuel aus, indem er seine Thränen trocknete, die ihm bei dieser schmerzlichen Erinnerung in die Augen getreten waren, „der Herr hat uns unser Kind doch erst genommen, da die Pflicht, welche unsere Familie seit anderthalb hundert Jahren treu erfüllt, zu Ende geht . . Warum braucht unser Geschlecht noch auf Erden zu sein?" setzte Samuel in großer Bitterkeit hinzu. „Ist

unsere Pflicht nicht erfüllt? Enthält diese Kiste nicht ein königliches Vermögen? Soll nicht das Haus, das vor hundert und funfzig Jahren zugemauert wurde, den Nachkommen des Wohlthäters meines Vorfahren heute geöffnet werden?"

Während Samuel dies sprach, wendete er das Gesicht traurig nach dem Hause hin, das er von dem Fenster aus erblickte.

Der Morgen begann zu grauen.

Der Mond war untergegangen; das Belvedere wie das Dach und die Schornsteine traten schwarz auf dem dunkeln Blau des gestirnten Himmels hervor.

Samuel erbleichte plötzlich, stand rasch auf und sagte mit zitternder Stimme zu seiner Frau, indem er auf das Haus deutete:

„Bathseba . . die sieben Lichtpunkte . . wie vor dreißig Jahren . . Sieh! Sieh!"

Und wirklich, die sieben runden Oeffnungen in Kreuzesform in den Bleiplatten, welche die Fenster des Belvedere bedeckten, funkelten wie sieben leuchtende Punkte, als wenn Jemand im Zimmer bis zu dem Gipfel des zugemauerten Hauses hinaufgestiegen wäre.

Zweites Kapitel.

Soll und Haben.

Einige Augenblicke standen Samuel und Bathseba unbeweglich da, die Augen mit bangem Schrecken auf die sieben leuchtenden Punkte gerichtet, welche im letzten Dunkel der Nacht oben auf dem Belvedere strahlten, während am Horizonte, hinter dem Hause, ein blasser rosiger Schein den nahenden Morgen verkündete.

Samuel brach zuerst das Schweigen und sagte, während er mit der Hand über die Stirn strich, zu seiner Frau:

„Der Schmerz, in den uns die Erinnerung an unsern armen Sohn versetzte, hinderte uns, daran zu gedenken, daß in dem, was da vorgeht, eigentlich nichts Grauenhaftes für uns liegen sollte.“

„Warum nicht, Samuel?“

„Mein Vater hat mir erzählt, daß er und mein Großvater dieselbe Helle, wenn auch nur selten, gesehen haben.“

„Ja, Samuel, aber auch er konnte sich, ebenso wenig als wir, diesen hellen Schein erklären.“

„Wir müssen, wie mein Vater und Großvater, glauben, daß ein damals wie noch jetzt unbekannter Weg

Personen herführe, die ebenfalls eine geheimnißvolle Pflicht in diesem Hause zu erfüllen haben. Mein Vater hat mir gesagt, ich möchte mich über diese seltsamen Vorfälle nicht ängstigen, die er mir voraussagte, und die sich heute zum zweitenmale seit dreißig Jahren wiederholen."

„Es erschreckt aber doch, Samuel, wie etwas Uebernatürliches."

„Die Zeit der Wunder ist vorbei," sagte der Jude, indem er traurig das Haupt schüttelte; „viele alte Häuser hier stehen unter der Erde mit entfernten Orten in Verbindung; manche sollen Gänge haben, die bis an die Seine und bis zu den Katakomben führen. Ohne Zweifel ist es bei diesem Hause auch so und die Personen, die so selten kommen, erscheinen auf diesem Wege."

„Aber das stark erleuchtete Belvedere . ."

„Nach dem Risse des Hauses weißt Du, daß dieses Belvedere die Spitze oder die Laterne des sogenannten großen Trauersaales im obern Stock des Hauses ausmacht. Da alle Fenster verschlossen sind und deshalb Finsterniß in dem Hause herrscht, so braucht man natürlich Licht, um in diesen Trauersaal zu gelangen, der, wie man sagt, Seltsames und Schauerliches enthalten soll," setzte der Jude bebend hinzu.

Bathseba betrachtete, wie ihr Mann, aufmerksam

die sieben leuchtenden Punkte, deren Helle in dem Maße abnahm, wie die Tageshelle zunahm.

„Das Geheimniß kann so, wie Du sagst, erklärt werden, Samuel," fuhr die Frau des alten Mannes fort. „Uebrigens ist der heutige Tag so wichtig für die Familie von Rennepont, daß unter solchen Umständen die Erscheinung uns nicht überraschen darf."

„Und der Gedanke," fuhr Samuel fort, „daß diese Helle seit anderthalbem Jahrhunderte mehrmals erschienen ist! Es muß also eine andere Familie geben, die sich gleich der unserigen von Generation zu Generation bestrebt hat, eine fromme Pflicht zu erfüllen."

„Welches aber ist diese Pflicht? Vielleicht klärt sich heute Alles auf."

„Nun, Bathseba," fuhr Samuel plötzlich fort, indem er sich aus seinem Nachsinnen aufraffte und sich gleichsam seinen Müßiggang zum Vorwurf machte, „der Tag bricht an; vor acht Uhr muß der Cassenbestand klar vorliegen, müssen diese unermeßlichen Werthe classificirt sein —" und er zeigte auf den Kasten von Cedernholz — „damit sie den Händen derer, die ein Recht darauf haben, übergeben werden können."

„Du hast Recht, Samuel; dieser Tag gehört uns nicht mehr, es ist ein feierlicher Tag und er würde schön, ach! sehr schön für uns sein, wenn es — für uns noch

schöne Tage geben könnte," sagte Bathseba bitter, indem sie an ihren Sohn gedachte.

„Bathseba," entgegnete Samuel traurig, der seine Hand auf die Hand seiner Frau legte, „wir werden wenigstens die Genugthuung besitzen, unsere Pflicht gethan zu haben. Ist der Herr uns nicht sehr günstig gewesen, ob er uns gleich durch den Tod unseres Sohnes hart geprüft hat? Haben wir es nicht seiner Vorsehung zu danken, daß die drei Generationen meiner Familie dieses große Werk beginnen, fortsetzen und vollenden konnten?"

„Ja, Samuel," sagte die Jüdin liebevoll, „und Du wenigstens wirst neben dieser Genugthuung auch die Ruhe genießen, denn mit dem Glockenschlage der zwölften Stunde wirst Du von dieser schrecklichen Verantwortlichkeit erlöset sein."

Bathseba zeigte bei diesen Worten auf das Cedern-Kästchen.

„Es ist wahr," entgegnete der Alte, „ich sähe diese unermeßlichen Reichthümer lieber in den Händen derer, welchen sie angehören, als in den meinigen; aber von heute an werde ich ihr Bewahrer nicht mehr sein und ich will also zum letztenmale den Status dieser Papiere controliren und dann vergleichen wir ihn nach meinem Register und dem Taschenbuche, das Du in der Hand hast."

Bathseba nickte bejahend. Samuel nahm seine Feder wieder und beschäftigte sich aufmerksam mit seinen Rech-

nungen, während seine Frau sich unwillkührlich von neuem den schmerzlichen Erinnerungen überließ, welche jenes schreckliche Datum in ihr geweckt, indem es sie an den Tod ihres Sohnes erinnert hatte.

Wir wollen nun flüchtig die sehr einfache und doch scheinbar so romanhafte, so wunderbare Geschichte jener **50,000** Thaler erzählen, die sich in Folge der Aufsammlung und klugen und getreuen Verwaltung natürlicher- oder vielmehr nothwendigerweise nach anderthalb hundert Jahren zu einer weit bedeutendern Summe als jener der **40** Millionen vermehrt hatten, die der Pater Aigrigny erwartete, der über die Sache sehr unvollständig unterrichtet war, auf unglückliche Möglichkeiten, auf die Verluste und Bankerotte viel rechnete, die in so vielen Jahren die auf einander folgenden Bewahrer dieser Werthe hatten treffen müssen, und die Summe von **40** Millionen für ungeheuer hielt.

Da die Geschichte dieses Vermögens nothwendig mit jener der Familie Samuels verbunden war, die diese Fonds seit drei Generationen verwaltet hatte, so müssen wir auch von ihr einige Worte sagen.

Um das Jahr **1670**, mehrere Jahre vor seinem Tode, hatte Marius von Rennepont bei einer Reise in Portugal durch einflußreiche Verwendung das Leben eines Juden zu retten vermocht, welcher durch die Inquisition

der Religion wegen zum Feuertode verurtheilt worden war.

Dieser Jude war Isaak Samuel, der Großvater des Aufsehers des Hauses in der Straße St. François.

Die edeln Männer fesseln sich oft an die, welchen sie Wohlthaten erzeigten, wenigstens eben so sehr, wie die, welche die Wohlthaten empfingen, an ihre Wohlthäter. Herr von Rennepont, der sich gleich im Anfange überzeugt hatte, daß Isaak, der in Lissabon einen kleinen Wechselhandel trieb, ein rechtschaffener, thätiger, fleißiger und verständiger Mann sei, besaß damals in Frankreich große Güter und forderte den Juden auf, ihn zu begleiten und sein Vermögen zu verwalten. Die Schmach und das Mißtrauen, mit dem die Israeliten immer verfolgt worden sind, standen damals auf ihrem Gipfelpunkte. Isaak war deshalb doppelt erkenntlich für diesen Beweis von Vertrauen, den ihm Herr von Rennepont gab.

Er nahm den Antrag an und nahm sich von diesem Tage an vor, sein ganzes Leben dem Dienste dessen zu widmen, der ihm nicht blos das Leben gerettet hatte, sondern auch ihm, dem Juden, der einem so allgemein gehaßten und verachteten Volke angehörte, Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit zutrauete. Herr von Rennepont, ein hochherziger Mann von hohem Geiste, hatte sich in seiner Wahl nicht geirrt. Sein Vermögen gedieh, bis es ihm

entrissen wurde, wunderbar in den Händen Isaak Samuels, der eine ganz eigenthümliche Fähigkeit für solche Geschäfte besaß und dieselbe ausschließlich im Interesse seines Wohlthäters anwendete.

Dann trat die Verfolgung und der Tod des Herrn von Rennepont ein, dessen Güter eingezogen und den ehrwürdigen Vätern von der Gesellschaft Jesu, seinen Anklägern, einige Tage vor seinem Tode übergeben wurden. Er hielt sich verborgen in dem Verstecke, das er gewählt hatte, um da mit eigener Hand sein Leben zu beendigen, ließ ins geheim Isaak Samuel zu sich rufen und übergab ihm 50,000 Thaler in Gold, den einzigen Ueberrest seines frühern Vermögens. Der treue Diener sollte diese Summe werben lassen und Zinsen auf Zinsen häufen, wenn er einen Sohn hätte, diesem dieselbe Pflicht auferlegen, oder, wenn er keinen Sohn besäße, einen Verwandten aufsuchen, der so rechtschaffen sei, um die Verwaltung fortzuführen, für welche übrigens ein passender Gehalt ausgesetzt war. Diese Verwaltung sollte so von Verwandten auf Verwandte fortgehen bis zum Ablaufe eines und eines halben Jahrhunderts. Herr von Rennepont hatte überdies Isaak geboten, lebenslänglich die Aufsicht über das Haus in der Straße St. François zu führen, in welchem er unentgeldlich wohnen und auch dieses Amt, wo möglich, auf seine Nachkommen übertragen sollte.

Selbst wenn Isaak Samuel keine Kinder gehabt hätte, würde der starke Geist der solidarischen Verbindung, welcher gewisse jüdische Familien unter einander vereiniget, den letzten Willen des Herrn von Rennepont ausführbar gemacht haben. Die Verwandten Isaaks würden dessen Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter übernommen, und, wie später ihre Nachkommen, gewissenhaft die Aufgabe erfüllt haben, die Einem von ihnen geworden war; aber Isaak erhielt mehrere Jahre nach dem Tode des Herrn von Rennepont einen Sohn.

Da dieser Sohn Levi Samuel, geboren **1689**, von der ersten Frau keine Kinder erhalten hatte, so verheirathete er sich zum zweitenmale, als er fast sechzig Jahre alt war, und im Jahre **1750** wurde ihm ein Sohn geboren, David Samuel, der Aufseher des Hauses in der Straße St. François, der **1832** (zur Zeit dieser Geschichte) zwei und achtzig Jahre alt war. Abel Samuel endlich, der Sohn, den Bathseba so schmerzlich betrauerte, war **1790** geboren worden und in seinem sechsunddreißigsten Jahre unter der russischen Knute gestorben.

Nach der Darlegung dieser bescheidenen Genealogie wird man leicht einsehen, daß das lange Leben der drei Glieder der Familie Samuel, welche fortwährend Aufseher des vermauerten Hauses gewesen waren und so das neunzehnte Jahrhundert mit dem siebzehnten verbanden, die Ausführung des letzten Willens des Herrn von Ren-

nepont außerordentlich vereinfacht und erleichtert hatte, zumal durch den Letztern dem Großvater David Samuels erklärt worden war, er wünsche, daß die Summe, welche er hinterlasse, nur durch die Capitalisirung der fünfprocentigen Zinsen vermehrt werde, damit seine Nachkommen dieses Vermögen unbefleckt durch jede unehrenhafte Speculation erhielten.

Die Glaubensgenossen der Familie Samuel, die ersten Erfinder der Wechsel, durch die es ihnen im Mittelalter möglich wurde, unbemerkt bedeutende Werthe von einem Ende der Welt zum andern zu bringen, ihr Vermögen zu verheimlichen und vor der Raubsucht ihrer Feinde zu schützen, die Juden also, welche bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Geld- und Wechselhandel fast allein betrieben, unterstützten die geheimen Geschäfte und Geldoperationen der Familie Samuel, welche bis 1820 ihre Valuten, die allmälig unermeßlich geworden waren, stets bei den reichsten israelitischen Bankierhäusern und Comptoiren anlegte. Diese sichere und verborgene Handlungsweise hatte es dem jetzigen Aufseher des Hauses in der Straße St. François möglich gemacht, ohne daß es bekannt wurde, blos durch Deponirungen oder Wechsel ungeheure Summen anzulegen, denn besonders unter seiner Verwaltung hatte die capitalisirte Summe blos durch den Zinsenzuschlag eine fast unberechenbare Entwickelung erlangt, so daß sein Vater und Großvater, im

Vergleich mit ihm, nur eine kleine Summe zu verwalten gehabt hatten.

Obgleich es sich einfach darum handelte, nach und nach das Geld sicher und sofort anzulegen, damit, so zu sagen, kein Tag vergehe, ohne daß es Zinsen trage, so war doch ein bedeutendes Finanztalent erforderlich gewesen, um zu diesem Resultate zu gelangen, besonders wenn es sich um halbe Hunderte von Millionen handelte. Dieses Talent zeigte der letzte Samuel, der übrigens in der Schule seines Vaters gebildet war, in einem hohen Grade, wie es die eben mitzutheilenden Resultate beweisen werden.

Nichts kann rührender, edeler und achtungswürdiger sein, als die Handlungsweise der Glieder dieser israelitischen Familie, die alle die Pflicht des Dankes fortsetzten, welche Einer der Ihrigen übernommen hatte, und sich so viele Jahre hindurch mit eben so viel Uneigennützigkeit als Klugheit und Rechtschaffenheit dem allmäligen Anwachsen eines königlichen Vermögens widmeten, von dem sie keinen Theil erwarteten und der durch sie rein und unermeßlich den Händen der Nachkommen des Wohlthäters ihrer Vorfahren übergeben werden sollte.

Nichts kann ehrenvoller sein für den Verbannten, der das Depositum gab, und für den Juden, der es empfing, als der bloße Austausch des gegebenen Wortes ohne eine andere Bürgschaft als das gegenseitige Vertrauen und die gegenseitige Achtung, — da es sich um ein Resultat handelte, das erst nach hundert und funfzig Jahren zu Tage kommen sollte.

— — — — — — — — — — —

Nachdem Samuel aufmerksam sein Inventar überlesen hatte, sagte er zu seiner Frau:

„Von der Richtigkeit meiner Addition bin ich überzeugt; willst Du nun in dem Büchelchen, das Du in der Hand hast, die Aufzählung der Valuten vergleichen, die ich in das Register eingetragen habe? Zu gleicher Zeit will ich mich überzeugen, daß die Papiere nach der

Auszug der Rechnung für die Erben des Herrn von

Debet.

2 Mill. Frcs. fünf proc. franz. Renten in Inscriptionen auf den Namen und auf den Inhaber, erkauft von 1825 bis 1832, nach beiliegenden Nachweisen, zum Mittelcourse von 90 Fr. 50 Cent. gekauft	39,800,000
900,000 Frcs. drei proc. franz. Rente in verschiedenen Inscriptionen, gekauft in denselben Jahren zum Mittelcours von 74 Frcs. 25 Cent. . .	22,275,000
5000 Actien der Bank von Frankreich im Durchschnitt gekauft zu 1900 Frcs.	9,500,000
3000 Actien der vier Canäle in einem Depositenscheine der genannten Actien, gekauft zum Mittelcours von 1115 Frcs.	3,345,000
125,000 Ducati Neapolit. Renten, zum Durchschnittscours von 82 Frcs. 2 Mill. 50,000 Ducati à 4 Frcs. 40 Cent.	9,020,000
5000 österr. Metall. v. 1000 Fl. zum Durchschnittscours von 93 Fl. — 4,650,000 Fl. à 2 Frcs. 50 Cent.	11,625,000
75,000 Pf. St. Rente von 3 pr. engl. Consols zu 83¾. — 2,218,750 Pf. St. à 25 Frcs. .	55,468,750
1,200,000 G. in 2½ proc. holl. Integr. à 60 Frcs. — 28,860,000 G. à 2 Frcs. 10 Cent. . .	60,606,000
Banknoten, Gold und Silber	535,000
Paris, den 12. Februar 1832.	212,175,000

Ordnung in dem Kasten da liegen, denn ich muß diesen Vormittag Alles dem Notar übergeben, wenn man das Testament erbricht."

„So fange an, ich bin bereit," sagte Bathseba.

Samuel las den folgenden Status und verglich dabei seine Casse.

Rennepont, übergeben von David Samuel.

Credit.

150,000 Frcs. erhalten von Herrn von Rennepont 1682 durch Isaak Samuel, meinen Großvater, und nach einander durch ihn, meinen Vater und mich zu 5 Proc., mit halbjährigem Rechnungsabschluß, angelegt, haben mit Zuschlag der Zinsen nach beiliegenden Rechnungen ergeben 225,950,000 Frcs. Es müssen aber, nach beigefügten Details, für Verluste bei Bankerotten, für Commissionen und Courtage, so wie für die Gehalte der drei Generationen der Verwalter abgezogen werden 13,775,000 Fr.	212,175,000
	212,175,000

„So ist es in Ordnung,“ sagte Samuel, nachdem er die Papiere in dem Kasten von Cedernholz nachgesehen hatte. „Es bleibt zur Verfügung der Erben dieser Familie Rennepont die Summe von zweihundert und zwölf Millionen hundert und fünf und siebenzig tausend Francs.“

Und der alte Mann sah seine Frau mit einem Ausdrucke wohlbegründeten Stolzes an.

„Es klingt unglaublich!“ entgegnete Bathseba staunend; „ich wußte, daß Du ungeheure Reichthümer in den Händen hättest, hätte aber nie geglaubt, daß die **150,000** Frcs., die vor hundert und funfzig Jahren angelegt wurden, die einzige Quelle dieses unglaublichen Vermögens waren.“

„Sie ist doch die einzige, Bathseba,“ antwortete der Alte stolz. „Ohne Zweifel sind wir, mein Großvater und ich, bei der Verwaltung dieser Gelder eben so getreu als aufmerksam gewesen; allerdings mußten wir großen Scharfsinn bei dem Unterbringen des Geldes zur Zeit der Revolution und der Handelscrisen aufbieten, aber durch unsere Geschäftsverbindungen mit unsern Glaubensgenossen in allen Ländern wurde es leicht und nie haben wir uns erlaubt, Geld auf Wucherzinsen zu legen, wir sind sogar immer etwas unter dem gesetzlichen Zinsfuße geblieben. Ohne diese Uneigennützigkeit, und wenn wir nur einige günstige Umstände hätten benutzen

wollen, würde die Summe von 212 Millionen vielleicht sich noch bedeutend erhöhet haben."

„Gott, ist das möglich?"

„Nichts einfacher als das, Bathseba . . Jedermann weiß, daß binnen vierzehn Jahren ein Capital sich verdoppelt, wenn es zu fünf Proc. Zinsen angelegt wird und wenn man die Zinsen immer wieder dazuschlägt. Nun bedenke, daß es in anderthalb hundert Jahren zehnmal vierzehn Jahre giebt, und daß diese 150,000 Francs verdoppelt und so fort vermehrt wurden . . Was Dich in Verwunderung setzt, ist ganz einfach: im Jahre 1682 übergab Herr von Rennepont meinem Großvater 150,000 Frcs.; diese Summe mußte, die Zinsen, wie gesagt, immer wieder zu dem Capital geschlagen, vierzehn Jahre darauf, 1696, auf 300,000 Frcs. gestiegen sein; diese gaben 1710, verdoppelt, 600,000. Bei dem Tode meines Großvaters, 1719, betrug das werbende Capital bereits nahe an eine Million; 1724 mußte es 1,200,000 Frcs., 1738 zwei Millionen 400,000 Frcs., 1752, zwei Jahre nach meiner Geburt, 4 Millionen 800,000 Frcs.; 1766 schon 9 Millionen 600,000; 1780 dann 19 Millionen 200,000; 1794, zwölf Jahre nach dem Tode meines Vaters, 38 Millionen 400,000 Frcs.; 1808 dann 76 Millionen 800,000; im Jahre 1822 die Summe von 153 Millionen 600,000 betragen, und heute, die Zinsen von zehn Jahren dazu gerechnet, sollte

es sich wenigstens auf 225 Millionen belaufen. Verluste aber und unvermeidliche Kosten, deren Berechnung übrigens genau belegt ist, haben die Summe auf 212 Millionen 175,000 Frcs. in Valuten in diesem Kasten da herabgebracht.''

,,Nun verstehe ich Dich, guter Mann,'' sprach Bathseba nachdenkend; ,,aber welche unglaubliche Macht liegt in solcher Aufsammlung! Und was Bewunderswürdiges könnte man für die Zukunft mit jetzt schwachen Mitteln thun!''

,,Das dachte wahrscheinlich auch der Herr von Rennepont, denn, wie mein Vater sagte, der es von meinem Großvater wußte, war Herr von Rennepont einer der größten Geister — seiner Zeit —'' antwortete Samuel, indem er das Kästchen von Cedernholz wieder verschloß.

,,Gott gebe, daß seine Nachkommen dieses königlichen Vermögens würdig sind und einen edeln Gebrauch davon machen!'' sprach Bathseba aufstehend.

Es war völlig Tag geworden und die Uhr verkündete die siebente Stunde.

,,Die Maurer werden bald kommen,'' sagte Samuel, indem er das Cedernholzkästchen wieder in die eiserne Casse schloß, die hinter dem alten Eichenschranke versteckt war. ,,Ich möchte,'' fuhr er dann fort, ,,wohl

wissen, wer die Nachkommen des Herrn von Rennepont sind, die hier erscheinen werden."

Zwei bis drei kräftige Schläge mit dem eisernen Klopfer an dem starken Thore schallten durch das Haus. Das Bellen der Hunde antwortete.

Samuel sagte zu seiner Frau:

„Es sind ohne Zweifel die Maurer, welche der Notar mit einem Secretair schickt; ich bitte Dich, nimm alle Schlüssel mit ihren Etiketten zusammen, ich werde sie holen."

Nach diesen Worten ging Samuel trotz seinem Alter rasch die Treppe hinunter, trat an die Thüre, öffnete klüglicherweise einen Schieber und sah drei Leute in Maurerkleidung mit einem schwarzgekleideten jungen Manne.

„Was wollen Sie?" fragte der Jude, bevor er öffnete, um sich zu überzeugen, ob es wohl auch die rechten Personen wären.

„Ich komme von dem Notar Herrn Dumesnil," antwortete der junge Mann, „um der Eröffnung der vermauerten Thüre beizuwohnen. Hier ist ein Brief von meinem Prinzipal für Herrn Samuel, den Aufseher des Hauses."

„Der bin ich," entgegnete der Jude; „legen Sie den Brief in den Kasten da, ich werde ihn zu mir nehmen."

Der Actuarius that, was Samuel wünschte, zuckte aber die Achseln; denn dieses Verlangen des mißtrauischen Alten kam ihm sehr lächerlich vor.

Der Aufseher öffnete den Briefkasten, nahm den Brief und trat an das Ende des gewölbten Ganges, um das Schreiben im hellen Lichte zu lesen, verglich sorgfältig die Unterschrift darunter mit der eines andern Briefes des Notars, den er aus einer Tasche nahm, und kehrte nach diesen Vorsichtsmaßregeln, nachdem er die Doggen an die Kette gelegt hatte, zurück, um dem Actuarius und den Maurern die Thüre zu öffnen.

„Der Teufel, alter Mann!" sagte der Actuarius beim Hereintreten; „es könnten kaum mehr Förmlichkeiten gemacht werden, wenn die Thüren einer festen Burg geöffnet werden sollten."

Der Jude verbeugte sich, ohne zu antworten.

„Sind Sie taub, guter Mann?" schrie ihm der Actuarius in die Ohren.

„Nein, Herr," antwortete Samuel mit mildem Lächeln, während er einige Schritte über den gewölbten Gang hinaus trat. Dann setzte er, auf das Haus deutend, hinzu:

„Hier ist die vermauerte Thüre, die geöffnet werden soll; auch wird der Laden von Blei und Eisen am zweiten Fenster rechts erbrochen werden müssen."

„Warum sollen nicht alle Fenster geöffnet werden?“ fragte der junge Mann.

„Weil die Befehle so lauten, die ich als Aufseher dieses Hauses erhalten habe.“

„Wer hat Ihnen diese Befehle gegeben?“

„Mein Vater, dem sie wiederum sein Vater vermacht, der sie von dem Herrn dieses Hauses erhalten hatte. Wenn ich nicht mehr der Aufseher bin, wenn es in den Besitz seines neuen Eigenthümers übergegangen ist, mag dieser handeln, wie es ihm gut dünkt.“

„Das ist etwas Anderes,“ sagte der junge Mann verwundert; dann wendete er sich an die Maurer und setzte hinzu: „das Andere ist Ihre Sache, Leute; machen Sie die Thüre frei und den eisernen Laden nur am zweiten Fenster rechts offen.“

Während die Maurer unter der Aufsicht des jungen Mannes an die Arbeit gingen, hielt vor der Thüre ein Wagen und Rodin trat in Begleitung Gabriels in das Haus in der Straße St. François.

Drittes Kapitel.

Der Erbe.

Samuel hatte Gabriel und Rodin die Thüre geöffnet. Der Letztere sagte zu dem Juden:

„Sie sind der Aufseher des Hauses?“

„Ja, Herr,“ antwortete Samuel.

„Da ist der Herr Abbé Gabriel von Rennepont,“ sprach Rodin weiter, indem er auf seinen Begleiter zeigte, „Einer der Nachkommen der Familie Rennepont.“

„Desto besser!“ sagte der Jude fast unwillkührlich, denn die engelgleiche Schönheit Gabriels fiel ihm sehr auf. Der Edelmuth und die Seelenheiterkeit des jungen Geistlichen waren in seinem Engelsblicke und in seiner reinen weißen Stirn zu lesen, um die bereits der Heiligenschein des Märtyrers glänzte.

Samuel sah Gabriel mit wohlwollender und theilnahmsvoller Neugierde an; da er aber bald sah, daß diese stille Betrachtung Gabriel in Verlegenheit setzte, sagte er zu ihm:

„Der Notar wird erst um zehn Uhr kommen, Herr Abbé.“

Gabriel sah ihn verwundert an und antwortete:

„Welcher Notar?“

„Der Pater Aigrigny wird Ihnen dies erklären,“ fiel Rodin schnell ein, der dann zu Samuel gewendet hinzusetzte: „wir sind etwas früh gekommen . . Könnten wir nicht irgendwo auf den Notar warten?“

„Wenn Sie bei mir eintreten wollen,“ entgegnete Samuel, „will ich Sie führen.“

„Ich danke Ihnen und nehme Ihr Anerbieten an,“ sagte Rodin.

„So folgen Sie mir,“ setzte der Greis hinzu.

Einige Augenblicke später traten der junge Priester und der Socius hinter Samuel in eins der Zimmer, welche der Letztere in dem Erdgeschosse des Hauses an der Straße bewohnte. Es ging in den Hof.

„Der Herr Abbé von Aigrigny, der Gabriels Vormund gewesen ist, wird bald nach uns fragen,“ setzte Rodin hinzu; „wollten Sie wohl die Gefälligkeit haben, ihn hierher zu führen?“

„Ich werde nicht verfehlen,“ entgegnete Samuel, indem er hinaus ging.

Der Socius und Gabriel blieben allein.

Der himmlischen sanften Milde, die den schönen Zügen des Missionärs gewöhnlich einen so rührenden Reiz gab, folgte in diesem Augenblicke ein auffallender Ausdruck von Trauer, Entschlossenheit und strengem Ernste. Rodin, der Gabriel seit einigen Tagen nicht

gesehen hatte, fiel die Veränderung auf, die er an ihm bemerkte. Er hatte ihn deshalb schon auf der Fahrt von der Poststraße bis in die Straße St. François beobachtet.

Der junge Priester trug, wie gewöhnlich, einen langen schwarzen Rock, der die Blässe seines Gesichts nur noch mehr hervorhob. Als der Jude hinausgegangen war, sagte er mit fester Stimme zu Rodin:

„Werden Sie mir endlich sagen, warum es seit mehrern Tagen mir nicht erlaubt war, mit dem hochwürdigen Pater von Aigrigny zu sprechen? und warum er dieses Haus gewählt hat, um mir diese Unterredung zu bewilligen?"

„Auf diese Fragen kann ich nicht antworten," entgegnete Rodin kalt. „Se. Hochwürden werden bald selbst ankommen und Sie anhören. . Ich vermag weiter nichts zu sagen, als daß ihm diese Unterredung eben so am Herzen liegt wie Ihnen, und daß er dieses Haus gewählt hat, weil es für Sie von Wichtigkeit ist, hier zu sein. Sie wissen es wohl, obgleich Sie sich verwundert stellten, als Sie den Aufseher von dem Notar sprechen hörten."

Bei diesen Worten heftete Rodin einen forschenden, unruhigen Blick auf Gabriel, dessen Gesicht aber nichts als Verwunderung ausdrückte.

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete er Rodin. „Welches Interesse könnte ich haben, in diesem Hause zu sein?"

„Noch einmal, Sie müssen es wissen,“ entgegnete Rodin, der Gabriel fortwährend aufmerksam beobachtete.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich es nicht weiß,“ antwortete dieser fast verletzt.

„Und was hat Ihnen gestern Ihre Adoptivmutter gesagt? Warum erlaubten Sie sich, dieselbe ohne Erlaubniß des Paters Aigrigny zu empfangen, wie ich diesen Morgen erfahren habe? Hat sie nicht von gewissen Familienpapieren gesprochen, die sie bei Ihnen gefunden, als Sie von ihr aufgenommen wurden?“

„Nein,“ entgegnete Gabriel. „Jene Papiere sind damals dem Beichtvater meiner Adoptivmutter übergeben worden und später in die Hände des Herrn von Aigrigny gekommen. Ich höre seit langer Zeit zum erstenmale wieder davon sprechen.“

„Sie behaupten also, Franzisca Baudoin sei gestern nicht zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen davon zu sprechen?“ fuhr Rodin fort, der seine Worte langsam sprach und scharf betonte.

„Zum zweitenmale scheinen Sie an dem zu zweifeln, was ich versichere,“ sprach der junge Priester sanft, der eine Regung der Ungeduld unterdrückte. „Ich wiederhole, daß ich die Wahrheit rede.“

„Er weiß nichts,“ dachte Rodin, denn er kannte die

Aufrichtigkeit Gabriels zu gut, um noch den geringsten Zweifel nach dieser bestimmten Erklärung zu hegen.

„Ich glaube Ihnen,“ erwiederte der Socius. „Ich kam auf diesen Gedanken, als ich mir zu erklären versuchte, welcher wichtige Grund Sie hätte veranlassen können, die Befehle des Paters Aigrigny in Bezug auf die völlige Zurückgezogenheit zu übertreten, die er Ihnen anbefohlen hatte, eine Zurückgezogenheit, die jede Verbindung mit der Außenwelt ausschloß. Noch mehr; Sie haben sich gegen alle Regeln unseres Hauses erlaubt, Ihre Thüre zu schließen, die immer ganz oder halb offen bleiben muß, damit die gegenseitige Beaufsichtigung, die uns anbefohlen ist, leichter geübt werden könne . . Ich konnte mir Ihr schweres Vergehen gegen die Disciplin nur durch die Nothwendigkeit einer sehr wichtigen Besprechung mit Ihrer Adoptivmutter erklären.“

„Madame Baudoin wünschte mit einem Geistlichen zu sprechen, nicht mit ihrem Adoptivsohne,“ entgegnete Gabriel ernst, „und ich glaubte sie anhören zu können. Ich schloß meine Thüre, weil es sich um eine Beichte handelte.“

„Und was hatte die Frau Baudoin so eilig zu beichten?“

„Sie werden es sogleich erfahren, wenn ich es dem

Herrn von Aigrigny sage und er erlaubt, daß Sie zugegen sind,“ sprach Gabriel.

Der Missionair sprach diese Worte so bestimmt, daß eine lange Pause nach denselben erfolgte.

Wir erinnern den Leser daran, daß Gabriel bis dahin von seinen Obern in der vollständigsten Unkenntniß von den wichtigen Familieninteressen erhalten worden war, die seine Anwesenheit in der Straße St. François erforderten. Am Tage vorher hatte die Frau Dagoberts in ihrem Schmerze nicht daran gedacht, daß die Waisen sich in demselben Hause einfinden sollten, und wenn sie auch daran gedacht hätte, würde sie durch das ausdrückliche Verbot ihres Mannes abgehalten worden sein, mit dem jungen Geistlichen von diesem Umstande zu reden.

Gabriel wußte also gar nichts von den Familienbanden, die ihn an die Töchter des Generals Simon, an Fräulein von Cardoville, an Herrn Hardy, an den Prinzen Dschalma und an Ohnehemd knüpften, und wenn man ihm jetzt gesagt hätte, daß er der Erbe des Marius von Rennepont sei, würde er sich für den einzigen Nachkommen dieser Familie gehalten haben.

Während der Pause, die auf sein Gespräch mit Rodin folgte, sah Gabriel durch das Fenster des Zimmers im Erdgeschosse den Arbeiten der Maurer zu, welche beschäftiget waren, die vermauerte Thüre zu öffnen. Nachdem dies geschehen war, machten sie die Eisenstäbe

los, welche eine Bleiplatte auf der äußern Thüre festhielten.

In diesem Augenblicke trat Aigrigny mit Samuel in das Zimmer.

Ehe Gabriel sich umdrehte, hatte Rodin Zeit gehabt, leise zu dem Abbé zu sagen:

„Er weiß nichts und der Hindu ist nicht zu fürchten."

Trotz seiner erzwungenen Ruhe war das Gesicht des Paters Aigrigny blaß und verzerrt wie das eines Spielers, der auf dem Punkte steht, eine Partie von schrecklicher Wichtigkeit entschieden zu sehen. Alles begünstigte bis jetzt die Pläne seines Ordens; aber er dachte nicht ohne Schrecken an die vier Stunden, die noch vergehen mußten, ehe der erwartete Augenblick erschien.

Nachdem Gabriel sich umgedreht hatte, sagte der Abbé in herzlichem liebevollem Tone zu ihm, indem er mit einem Lächeln auf der Lippe zu ihm trat und ihm die Hand bot:

„Mein lieber Sohn, es ist mir schwer geworden, Ihnen bis diesen Augenblick die Unterredung versagen zu müssen, die Sie seit Ihrer Rückkehr wünschten, und nicht minder schmerzlich war es mir, daß ich Sie einige Tage abgeschlossen halten mußte. Obgleich ich Ihnen von dem, was ich Ihnen befehle, keine Erklärung zu geben brauche, so will ich Ihnen doch sagen, daß ich nur in Ihrem Interesse so handelte."

„Ich muß Ew. Hochwürden glauben,“ antwortete Gabriel sich verbeugend.

Der junge Priester empfand unwillkührlich eine gewisse Furcht und Besorgniß, denn bis zu seiner Abreise nach Amerika hatte der Pater Aigrigny, in dessen Hände er das schreckliche Gelübde abgelegt, das ihn unwiderruflich an die Gesellschaft Jesu band, einen schrecklichen Einfluß der Art ausgeübt, die nur den Despotismus, den Druck und die Einschüchterung anwendet und alle Lebenskräfte der Seele bricht.

Die Eindrücke aus der ersten Jugend sind unverwischbar und Gabriel stand zum erstenmale seit seiner Rückkehr aus Amerika vor Aigrigny; auch bedauerte er, obwohl er fühlte, daß der Entschluß, den er gefaßt hatte, nicht wankte, daß er nicht in einer offenen Besprechung mit Agricol und Dagobert, wie er gehofft, neue Kräfte hatte sammeln können.

Der Pater Aigrigny kannte die Menschen zu gut, als daß er die Unruhe des jungen Priesters nicht bemerkt und die Ursache derselben errathen haben sollte. Dieser Eindruck schien ihm günstig zu sein; er verdoppelte also seine Freundlichkeit und sein Wohlwollen, behielt sich aber vor, im Nothfalle auch eine andere Maske anzunehmen. Während er sich setzte, sagte er zu Gabriel, der wie Rodin ehrerbietig stehen blieb:

„Sie wünschten, mein lieber Sohn, eine wichtige Unterredung mit mir?

„Ja, hochwürdiger Herr," antwortete Gabriel, der unwillkührlich vor den glänzenden großen grauen Augen seines Vorgesetzten zur Erde niedersah.

„Ich habe Ihnen auch Dinge von großer Wichtigkeit mitzutheilen. Hören Sie zuerst mich an, dann mögen Sie sprechen."

„Ich bin bereit."

„Vor ungefähr zwölf Jahren, mein lieber Sohn," begann der Pater Aigrigny freundlich, „wendete sich der Beichtvater Ihrer Adoptivmutter durch Herrn Rodin an mich und richtete meine Aufmerksamkeit auf Sie, indem er von den erstaunlichen Fortschritten sprach, die Sie in der Schule machten; ich erfuhr denn auch wirklich, daß Ihr tadelloses Betragen, Ihr sanfter und bescheidener Charakter und Ihr frühzeitig entwickelter Verstand der innigsten Theilnahme würdig waren. Von diesem Augenblicke an hat man Sie nicht aus den Augen gelassen und nach einiger Zeit, als ich sah, daß Sie sich im Guten immer gleichblieben, meinte ich, es liege etwas Besseres in Ihnen als ein gewöhnlicher Handwerker. Man verständigte sich mit Ihrer Mutter und Sie wurden durch meine Vermittelung unentgeldlich in eine Schule unserer Gesellschaft aufgenommen. Die vortreffliche Frau, die Sie aufgenommen, hatte also eine Last und Sorge weni-

ger und ein Knabe, der die besten Hoffnungen versprach, empfing durch unsere väterliche Fürsorge alle Wohlthaten einer väterlichen Erziehung. Ist das nicht wahr, mein Sohn?"

„Es ist wahr, hochwürdiger Herr," antwortete Gabriel mit niedergeschlagenen Augen.

„In dem Maße, wie Sie heranwuchsen, entwickelten sich in Ihnen vortreffliche und seltene Tugenden; Ihr Gehorsam und Ihre Sanftmuth namentlich waren exemplarisch; auch machten Sie schnelle Fortschritte in den Studien. Ich wußte damals nicht, welche Laufbahn Sie einst betreten würden, hatte aber immer die Ueberzeugung, daß Sie in allen Lagen und Umständen Ihres Lebens ein geliebter Sohn der Kirche bleiben würden. Ich hatte mich auch in meinen Hoffnungen nicht getäuscht, Sie haben dieselben vielmehr übertroffen. Nachdem Sie durch eine vertrauliche Mittheilung erfahren, daß Ihre Adoptivmutter den Wunsch hege, Sie in den Orden eintreten zu sehen, erfüllten Sie gewissenhaft den Wunsch der vortrefflichen Frau, der Sie so viel verdankten . . Da aber der Herr in seinen Belohnungen immer gerecht ist, so fügte er es, daß der rührendste Beweis der Dankbarkeit, den Sie Ihrer Adoptivmutter geben konnten, zugleich für Sie selbst von himmlischem Gewinne war, weil Sie unter die streitenden Glieder unserer heiligen Kirche treten konnten."

Bei diesen Worten des Paters Aigrigny konnte Gabriel eine Bewegung nicht unterdrücken, indem er sich der schmerzlichen Geständnisse seiner Adoptivmutter erinnerte; aber er hielt an sich, während Rodin, der an dem Kamine stand und sich mit dem Elnbogen auf die Ecke desselben stützte, ihn unausgesetzt mit ganz besonderer Aufmerksamkeit beobachtete.

„Ich will es nicht verheimlichen," fuhr Aigrigny fort, „daß ich mich über Ihren Entschluß sehr freuete; ich sah in Ihnen ein Licht der Kirche und wünschte dies in unserer Gesellschaft glänzen zu sehen. Sie haben unsere so schweren, so schmerzlichen und zahlreichen Prüfungen muthig bestanden; Sie wurden für würdig erklärt, uns anzugehören, und nachdem Sie in meine Hände einen unwiderruflichen und heiligen Eid niedergelegt, der Sie für immer an unsere Gesellschaft zur größeren Ehre Gottes bindet, äußerten Sie den Wunsch, dem Rufe unseres heiligen Vaters an die Seelen voll guten Willens zu entsprechen und als Missionair den katholischen Glauben bei den Heiden zu predigen.*) Ob es uns gleich schmerzlich war, uns von unserm lieben Sohne zu trennen, so mußten wir doch einen so frommen Wunsch bewilligen. Sie reiseten als bescheidener Missionair ab,

---

*) Die Jesuiten erkennen nur in Bezug auf die Missionen die Initiative des Papstes in Bezug auf ihre Gesellschaft an.

kamen als glorreicher Märtyrer zurück und wir waren mit Recht stolz darauf, Sie zu den Unserigen zu zählen. Diese flüchtige Erwähnung der Vergangenheit war nöthig, mein Sohn, um zu dem Folgenden zu gelangen, denn die Bande, die Sie an uns knüpfen, sollen, wenn es möglich ist, noch fester gezogen werden. Hören Sie mich also an, mein Sohn, denn was ich sage, spreche ich im Vertrauen und ist von der höchsten Wichtigkeit nicht blos für Sie selbst, sondern auch für unsere Gesellschaft.''

,,Dann, hochwürdiger Herr,'' fiel Gabriel, der Aigrigny unterbrach, lebhaft ein, ,,dann kann und darf ich Sie nicht anhören.''

Und der junge Priester erbleichte; man sah es an seinen verstörten Zügen, daß er einen heftigen Kampf mit sich kämpfte; aber bald stand sein erster Entschluß wieder fest, er richtete den Kopf empor, sah den Pater Aigrigny und Rodin fest an, die ihn, stumm vor Verwunderung, betrachteten, und fuhr fort:

,,Ich wiederhole Ihnen, hochwürdiger Herr, daß ich Sie nicht anhören kann, wenn es sich um vertrauliche Mittheilungen über die Gesellschaft handelt.''

,,Sie setzen mich wirklich in großes Erstaunen, mein Sohn. Mein Gott, was ist Ihnen? Ihr Gesicht ist ganz verstört; man sieht es Ihnen an, daß Sie tief er-

griffen sind . . Sprechen Sie, ohne Scheu . . Warum können Sie nichts mehr anhören?"

„Ich kann es Ihnen nicht sagen, hochwürdiger Herr, bevor ich nicht auch auf die Vergangenheit zurückgegangen bin, . . so wie ich sie seit einiger Zeit habe beurtheilen können. Sie werden dann selbst einsehen, daß ich kein Recht mehr auf Ihre vertraulichen Mittheilungen habe, denn wahrscheinlich trennt uns bald ein tiefer Abgrund . ."

Unmöglich läßt sich der Blick beschreiben, den bei diesen Worten Aigrigny und Rodin schnell mit einander wechselten; der Socius begann an den Nägeln zu kauen, während er sein Schlangenauge zornig auf Gabriel ruhen ließ; Aigrigny erbleichte und auf seine Stirn trat kalter Schweiß. Er fragte sich mit Entsetzen, ob in dem Augenblicke, wo das Ziel fast erreicht war, das Hinderniß von Gabriel komme, zu dessen Gunsten alle andern Hindernisse weggeräumt worden waren.

Dieser Gedanke brachte Verzweiflung mit sich, aber der Abbé beherrschte sich auf bewundernswürdige Weise, blieb ruhig und antwortete mit salbungsvoller Milde:

„Ich kann nicht glauben, mein Sohn, daß wir jemals durch einen Abgrund getrennt werden, als etwa durch den des Schmerzes, den mir irgend eine schwere Erschütterung Ihres Seelenheiles verursachen würde . . Aber sprechen Sie, . . sprechen Sie . ."

„Es sind allerdings zwölf Jahre vergangen,“ begann Gabriel mit fester Stimme und indem er allmälig lebendiger wurde, „seit ich durch Ihre Vermittelung in ein Collegium der Gesellschaft Jesu trat. Ich trat voll Liebe und Vertrauen ein. Und wie hat man gleich vom Anfange an diese herrlichen Gefühle der Jugend ermuthiget? Am Tage meiner Ankunft sagte der Superior zu mir, indem er auf zwei Knaben zeigte, die etwas älter waren als ich: „An diese wirst Du Dich vorzugsweise anschlie„ßen; ihr drei werdet immer mit einander spazieren „gehen; die Regel dieses Hauses verbietet jedes Gespräch „unter zwei Personen; die Regel verlangt auch, daß Du „aufmerksam auf das hörst, was Dir Deine Ge„sellschafter sagen werden, um mir es berichten zu kön„nen, denn die lieben Kinder können unbewußt böse „Gedanken haben oder sich vornehmen, Fehler zu bege„hen . . Wenn Du Deine Cameraden liebst, mußt Du „mich von ihren tadelnswerthen Gedanken und Richtun„gen unterrichten, damit meine väterlichen Ermahnungen „ihnen die Strafe ersparen, indem sie die Fehler mei„den, und es ist besser, das Böse zu verhindern, als es „zu bestrafen.“

„So lauten allerdings, mein Sohn,“ fiel der Pater Aigrigny ein, „die Regel unserer Anstalten und die Sprache, welche man gegen alle Zöglinge in denselben führt.“

„Ich weiß es, hochwürdiger Herr,“ autwortete Gabriel bitter, „auch belauerte ich armes gehorsames und leichtgläubiges Kind drei Tage nachher meine Cameraden, horchte, merkte, was sie sprachen, und berichtete es dem Superior, der mich meines Eifers wegen beglückwünschte. Das, was ich thun mußte, war unwürdig, und doch . . Gott weiß es, glaubte ich eine Pflicht der Menschenliebe zu erfüllen; ich freute mich, den Befehlen eines Superiors zu gehorchen, den ich achtete und dessen Worte ich in meinem Kinderglauben anhörte, wie ich die Worte Gottes angehört haben würde . . Später hatte ich mich auch eines Tages einer Uebertretung der Hausordnung schuldig gemacht und der Superior sagte zu mir: „mein Kind, Du hast eine schwere Strafe verdient, aber „sie soll Dir erlassen sein, wenn Du einen Deiner Ca„meraden bei demselben Fehler ertappst, dessen Du Dich „schuldig gemacht hast.“*) Und in der Besorgniß, diese Aufmunterung zur Angeberei könne mir doch, trotz meinem blinden Glauben und Gehorsam, gehässig vorkommen, setzte der Superior hinzu: „ich sage dies, mein „Sohn, in dem Interesse des Seelenheils Deines Ca„meraden, denn wenn er der Strafe entginge, würde er,

*) Diese Verpflichtung zur Spionirerei und diese abscheulichen Verlockungen zur Angeberei sind die Grundlage der Erziehung, welche die Jesuiten geben.

„eben wegen der Straflosigkeit, sich an das Böse gewöh„nen. Wenn Du ihn also bei dem Vergehen überra„schest und ihm eine heilsame Züchtigung zuziehst, wirst „Du den doppelten Vortheil haben, zu seinem Heile bei„zutragen und Dich selbst einer verdienten Strafe zu ent„ziehen, die Dir wegen Deines Eifers für Deinen Näch„sten erlassen wird."

„Ohne Zweifel," fiel der Pater Aigrigny ein, der über die Sprache Gabriels mehr und mehr erschrak, „in der That, mein Sohn, alles dies entspricht der Regel, die in unsern Schulen befolgt wird, und den Gewohnheiten der Personen unserer Gesellschaft, „die sich gegen„seitig anzeigen ohne Beeinträchtigung der „gegenseitigen Liebe und zu ihrer größern „geistigen Ausbildung, besonders wenn der „Superior es befohlen oder verlangt hat „zur größern Ehre Gottes."*)

„Ich weiß es," entgegnete Gabriel, „ich weiß es; im Namen des Heiligsten und Ehrwürdigsten im Menschen munterte man mich zum Bösen auf."

„Nun, lieber Sohn," sagte der Pater Aigrigny, der seinen wachsenden geheimen Schrecken unter der Maske verletzter Würde zu verbergen suchte, „diese

---

*) Alles dies ist wörtlich den „Constitutionen der Jesuiten" entnommen. (T. I. p. 29, Paris, 1835, Paulin.)

Worte, die Sie gegen mich aussprechen, sind wenigstens sehr seltsam."

Rodin verließ in diesem Augenblicke das Kamin, auf das er sich bis jetzt gestützt hatte, und fing an, nachdenkend in dem Zimmer auf- und abzugehen, ohne indeß aufzuhören, an seinen Fingernägeln zu kauen.

„Es thut mir leid," setzte Aigrigny hinzu, „Sie, mein lieber Sohn, daran erinnern zu müssen, daß Sie uns die Erziehung verdanken, welche Sie erhalten haben."

„Das waren ihre Früchte," entgegnete Gabriel. „Bis dahin hatte ich die andern Knaben mit einer gewissen Uneigennützigkeit beobachtet und belauscht; die Befehle des Superiors trieben mich auf diesem unwürdigen Pfade einen Schritt weiter . . Ich war Ankläger geworden, um einer verdienten Strafe zu entgehen. Und mein Glaube, meine Demuth, mein Vertrauen war so groß, daß ich mich gewöhnte, eine doppelt gehässige Rolle in aller Unschuld zu spielen; nur einmal, ich muß es gestehen, als mich unklare Bedenklichkeiten, die letzten Regungen der edeln Gefühle, quälten, die man in mir erstickte, fragte ich mich, ob der christlich milde Zweck, den man diesen Angebereien, dieser fortwährenden Spionirerei unterlegte, wohl hinreiche, mich freizusprechen; ich theilte meine Befürchtungen und Zweifel dem Superior mit und er antwortete mir, ich hätte nicht zu unter-

suchen, sondern zu gehorchen; ihm allein fiele die Verantwortlichkeit meiner Handlungen zu."

„Fahren Sie fort, mein Sohn," sagte der Pater Aigrigny, der unwillkührlich einer großen Entmuthigung nachgab; „ach, ich hatte Recht, als ich mich Ihrer Reise nach Amerika widersetzen wollte."

„Und die Vorsehung wollte, daß ich in diesem neuen, fruchtbaren und freien Lande durch einen seltsamen Zufall über die Gegenwart und Vergangenheit aufgeklärt, daß mir meine Augen endlich geöffnet werden sollten," sprach Gabriel. „Ja, in Amerika, nachdem ich das düstere Haus verlassen, in welchem ich so viele Jahre verbracht hatte, als ich zum ersten Male der göttlichen Majestät von Angesicht zu Angesicht in den unermeßlichen Einöden gegenüberstand, die ich durchreisete, in Amerika habe ich, überwältigt von so viel Größe und Herrlichkeit, den Schwur gethan . . ." Aber Gabriel unterbrach sich und fuhr dann fort: „ich werde mich sogleich über diesen Schwur aussprechen, hochwürdiger Herr; aber glauben Sie mir," setzte er in tiefschmerzlichem Tone hinzu, „es war ein trauriger, schrecklicher Tag, an welchem ich das fürchten und anklagen mußte, was ich so lange gesegnet und verehrt hatte. — Ich versichere Sie," fuhr Gabriel mit feuchten Augen fort, „ich weinte damals nicht allein über mich."

„Ich kenne die Vortrefflichkeit Ihres Herzens, mein

lieber Sohn," entgegnete der Pater Aigrigny, der wieder einige Hoffnung faßte, als er die Bewegung Gabriels sah; „ich fürchte, Sie sind irre geleitet worden; aber vertrauen Sie uns als Ihren geistlichen Vätern und ich hoffe, daß wir Ihren leider erschütterten Glauben befestigen und das Dunkel zerstreuen werden, das Ihr Auge umnachtet hat; denn, mein Sohn, Sie haben in Ihrer Täuschung irgend einen trügerischen Schein für das reine Tageslicht gehalten. Fahren Sie fort."

Während der Pater Aigrigny so sprach, blieb Rodin stehen, nahm ein Portefeuille aus der Tasche und schrieb sich Einiges auf.

Gabriel war noch blasser und bewegter geworden; er mußte großen Muth aufbieten, um so zu sprechen, wie er sprach, denn er hatte seit seiner amerikanischen Reise die furchtbare Gewalt der Gesellschaft kennen gelernt; da aber diese Enthüllung der Vergangenheit, aus dem Gesichtspunkte einer erleuchtetern Gegenwart angesehen, für den jungen Priester die Entschuldigung oder vielmehr die Ursache des Entschlusses war, den er seinem Vorgesetzten mittheilen wollte, so gedachte er auch ehrlich Alles zu entdecken trotz der Gefahr, der er wissentlich entgegenging.

Er fuhr also mit bewegter Stimme fort:

„Sie wissen, hochwürdiger Herr, daß das Ende meiner Kindheit, dieses glückliche Alter der Offenheit

und unschuldigen liebevollen Freude, in einer Atmosphäre der Furcht, der Bedrückung und der argwöhnischen Spionirerei verging. Wie hätte ich mich auch der geringsten Regung des Vertrauens hingeben können, da man mir jeden Augenblick empfahl, die Blicke dessen, der mit mir sprach, zu vermeiden, um den Eindruck, den er durch seine Worte auf mich machen könnte, besser zu verbergen, Alles, was ich fühlte, zu verheimlichen, Alles um mich her zu behorchen und zu beobachten? Ich erreichte so mein funfzehntes Jahr; allmälig wurden die sehr seltenen Besuche, die ich, immer in Beisein eines unserer ehrwürdigen Paters, bei meiner Adoptivmutter und meinem Bruder hatte machen dürfen, mir versagt, um mein Herz vollständig allen zarten und sanften Regungen zu verschließen. Ich war traurig und betrübt in dem großen, stillen, kalten, traurigen Hause und fühlte, daß man mich von der liebevollen und freien Welt mehr und mehr absonderte; meine Zeit wurde zwischen verstümmelten Studien ohne Zusammenhang und zahlreichen kleinlichen Uebungen und frommen Gebräuchen getheilt. Aber, ich frage Sie, suchte man jemals unsere Gemüther durch Worte evangelischer Liebe zu erwärmen? Ach nein. Jenen göttlichen Worten des himmlischen Erlösers: „liebet Euch unter einander" schien man die untergeschoben zu haben: „mißtrauet Euch unter einander." — Sprach man endlich jemals ein Wort von Vaterland

und Freiheit zu uns? Nein, ach nein, denn bei diesen Worten schlägt das Herz, und das Herz darf nicht schlagen. Auf unsere Stunden des Studirens und der kirchlichen Uebungen folgten als alleinige Zerstreuung Spaziergänge zu Dreien, niemals zu Zweien, weil unter Dreien die gegenseitige Angeberei ausführbarer ist*), weil unter Zweien leichter Vertraulichkeit entsteht und dabei edele, heilige Freundschaften entstehen könnten, die wiederum das Herz zu schnellen Schlägen treiben, und das Herz darf nicht schlagen. So geschah es, daß ich in Folge des fortwährenden Druckes endlich gar nicht mehr fühlte. Seit einem halben Jahre hatte ich weder meinen Bruder noch meine Adoptivmutter gesehen. Sie kamen in die Schule. Einige Jahre vorher würde ich sie mit Jubel und Thränen empfangen haben; jetzt blieben meine Augen trocken, wie mein Herz kalt; meine Mutter und mein Bruder verließen mich weinend. Der Anblick dieses Schmerzes fiel mir auf und ich wurde mir mit Grauen der eiskalten Gefühllosigkeit bewußt, die mich ergriffen hatte, seit ich dieses Haus bewohnte. Entsetzt wollte

*) Die Strenge, mit welcher diese Anordnung durchgeführt wird, ist in den Schulen der Jesuiten so groß, daß wenn drei Zöglinge mit einander spazieren gehen und der Eine verläßt die Andern auf einen Augenblick, diese sich bis zur Rückkehr des Dritten so weit von einander entfernen müssen, daß sie ihre Stimm gegenseitig nicht hören können.

ich ihm entfliehen, so lange ich noch die Kraft dazu hätte . . Da sprach ich mit Ihnen, hochwürdiger Herr, über die Wahl eines Standes, denn in einigen Augenblicken des Erwachens hatte ich in der Ferne das thätige und fruchtbringende, das arbeitsame und freie Leben der Familie rauschen zu hören gewähnt. Ach, ich fühlte damals das Bedürfniß der Bewegung, der Freiheit, der edeln warmen Gefühle; darin habe ich wenigstens das Leben der Seele gefunden, das mich floh; ich sprach es gegen Sie aus, indem ich Ihre Knie umfaßte und sie mit Thränen benetzte; das Leben eines Handwerkers oder Soldaten, jedes wäre mir recht gewesen. Damals aber theilten Sie mir mit, daß meine Adoptivmutter, der ich das Leben verdankte, denn sie hatte mich verhungernd gefunden und mir trotz ihrer eigenen Armuth die Hälfte des Brodes ihres Kindes gegeben — ein bewunderns-würdiges Opfer für eine Mutter! — damals," fuhr Gabriel zögernd und mit niedergeschlagenen Augen fort, denn er gehörte zu den edeln Naturen, die sich der Schändlichkeiten schämen, deren Opfer sie sind, „damals," begann Gabriel nochmals nach einer neuen Pause, „theilten Sie mir mit, meine Adoptivmutter habe nur einen Wunsch . ."

„Sie in den geistlichen Stand treten zu sehen, mein lieber Sohn," fiel Aigrigny ein, „weil die fromme vortreffliche Frau hoffte, sich ihr eigenes Seelenheil zu sichern,

wenn sie für das Ihrige sorge; aber sie wagte es nicht, Ihnen ihre Gedanken zu gestehen, weil sie fürchtete, Sie möchten einen eigennützigen Wunsch darin sehen . ."

„Genug, genug," erwiederte Gabriel, der den Pater Aigrigny mit einer unwillkührlichen Bewegung von Unwillen unterbrach, „es thut mir leid, Sie einen Irrthum bestätigen zu hören . . Franzisca Baudoin hat diesen Wunsch niemals gehegt . ."

„Mein lieber Sohn, Sie sind schnell fertig mit Ihren Urtheilen," entgegnete Aigrigny sanft; „ich sage Ihnen, daß dies der einzige und alleinige Gedanke Ihrer Pflegemutter gewesen ist."

„Gestern hat sie mir selbst Alles gesagt . . Sie und ich sind getäuscht worden."

„Also, mein Sohn," sprach der Pater Aigrigny ernst und streng zu Gabriel, „setzen Sie die Worte Ihrer Pflegemutter über die meinigen?"

„Ersparen Sie mir eine für Sie und mich schmerzliche Antwort," entgegnete Gabriel mit niedergeschlagenen Augen.

„Wollen Sie mir sagen,"" fuhr Aigrigny ängstlich und besorgt fort, „was Sie . ."

Er konnte nicht aussprechen, denn Samuel trat ein und sagte:

„Ein ältlicher Mann wünscht mit Herrn Rodin zu sprechen."

„Der bin ich; ich danke Ihnen,“ antwortete der Socius ziemlich überrascht.

Dann übergab er, ehe er mit dem Juden ging, dem Pater Aigrigny einige Worte, die er mit Bleistift auf ein Blatt aus seinem Portefeuille geschrieben hatte.

Rodin ging darauf hinaus, sehr neugierig, wer ihn wohl in der Straße St. François aufsuchen könne.

Der Pater Aigrigny und Gabriel blieben allein.

Viertes Kapitel.

Der Bruch.

Der Pater Aigrigny, der sich in tödtlicher Angst befand, hatte mechanisch das Papier Rodins genommen und hielt es in der Hand, ohne daran zu denken, die Worte darauf zu lesen. Er fragte sich mit Schrecken, welche Folge Gabriel seinen Beschuldigungen und Klagen über die Vergangenheit geben würde, wagte es aber nicht, auf dessen Vorwürfe zu antworten, um den jungen Priester nicht zu reizen, auf dessen Haupte so unermeßliche Interessen ruheten.

Nach den Gesetzen der Gesellschaft Jesu konnte Gabriel nichts Eigenes besitzen; übrigens hatte sich Aigrigny

vorsorglich von ihm eine ausdrückliche Entsagung alles Vermögens, das ihm je zufallen könnte, zu Gunsten des Ordens ausstellen lassen; aber der Anfang dieser Unterredung schien eine so wichtige Umänderung in den Ansichten Gabriels über die Gesellschaft anzukündigen, daß er wohl die Bande zerreißen konnte, die ihn an dieselbe fesselten. In diesem Falle war er gesetzlich nicht gebunden, irgend eine eingegangene Verpflichtung zu halten*). Die Schenkung wäre de facto aufgehoben gewesen und die Hoffnungen des Paters Aigrigny in dem Augenblicke, sie durch den Besitz des unermeßlichen Vermögens der Familie Rennepont erfüllt zu sehen, wären gänzlich und für immer vernichtet worden.

Keine von allen Verlegenheiten, durch die der Abbé seit einiger Zeit sich in Bezug auf diese Erbschaft hatte durchkämpfen müssen, war so unerwartet gekommen und so schrecklich gewesen.

Da er sich scheute, Gabriel zu unterbrechen oder zu fragen, so wartete er in schweigender Angst auf die Entwickelung dieser bis jetzt so drohenden Unterredung.

---

*) Die Statuten der Gesellschaft sagen ausdrücklich, die Gesellschaft könne aus ihrem Schooße die Mitglieder ausstoßen, die sie für nutzlos oder gefährlich halte; aber keinem Mitgliede ist es erlaubt, die Bande zu zerreißen, die es an die Gesellschaft binden, wenn sie es für ihr Interesse hält, dieses Mitglied zu behalten.

Der Missionair fuhr fort:

„Es ist meine Pflicht, hochwürdiger Herr, die Darlegung meines vergangenen Lebens bis zu dem Augenblicke meiner Abreise nach Amerika fortzusetzen; Sie werden sogleich erkennen, warum.“

Der Pater Aigrigny winkte ihm, zu sprechen.

„Sobald ich von dem angeblichen Wunsche meiner Pflegemutter unterrichtet war, ergab ich mich darein, wie schwer es mir auch wurde; ich verließ das traurige Haus, in welchem ich einen Theil meiner Kindheit und meine erste Jugend verbracht hatte, um in ein Seminar der Gesellschaft zu treten. Mein Entschluß war keineswegs durch einen unwiderstehlichen Beruf dictirt, sondern durch den Wunsch, eine heilige Schuld gegen meine Pflegemutter zu tilgen. Der wahre Geist der christlichen Religion ist aber so belebend, daß ich mich durch den Gedanken erwärmt fühlte, die himmlischen Lehren des göttlichen Erlösers zu verbreiten. Nach meiner Meinung war ein Seminar, statt der Schule zu gleichen, wo ich bis dahin unter strengem Drucke gelebt hatte, ein gesegneter Ort, wo alles Reine und Warme in der evangelischen Brüdergemeinde auf das gemeinsame Leben angewendet würde, wo man z. B. unablässig die heiße Liebe für die Menschheit und die unaussprechliche Milde des Erbarmens und der Duldung predige; wo man das unsterbliche Wort des Erlösers in seinem weitesten

fruchtbarsten Sinne erkläre, kurz, wo man sich durch die gewöhnliche Hingebung an die edelsten Gefühle zu dem herrlichen Apostelamte vorbereite, die Reichen und Glücklichen über die Noth und die Leiden ihrer Mitmenschen zu rühren, indem man ihnen das schreckliche Elend der Menschheit enthüllt, — eine erhabene und heilige Moral, der Niemand widersteht, wenn man sie mit Thränen in den Augen, mit einem Herzen voll überströmender Liebe prediget."

Die Augen Gabriels wurden feucht, als er die letzten Worte tief ergriffen sprach; sein Auge strahlte von engelgleicher Schönheit.

„Das ist allerdings, mein Sohn, der Geist des Christenthums; aber vor Allem muß der Buchstabe desselben studirt und erklärt werden," antwortete Aigrigny kalt. „Für dieses Studium sind namentlich die Seminarien unserer Gesellschaft bestimmt. Die Erklärung des Buchstaben ist ein Werk der Analyse, der Disciplin, des Gehorsams und nicht ein Werk des Herzens und Gefühles."

„Das bemerkte ich nur zu bald. Nach meinem Eintritte in diese neue Anstalt sah ich, leider! meine Hoffnungen getäuscht; mein Herz, das sich einen Augenblick erweitert hatte, zog sich nun stärker zusammen; statt eines Heerdes des Lebens, von dem ich geträumt hatte, fand ich in dem stillen Seminar dieselbe Niederdrückung jeder edeln Regung, dieselbe unerbittliche Disciplin,

dasselbe System gegenseitiger Angeberei, dasselbe Mißtrauen, dieselben unüberwindlichen Hindernisse jedes Freundschaftsbundes wieder. Da nahm auch die Glut, die mein Herz einen Augenblick erwärmt hatte, ab, und ich versank allmälig wieder in das gewohnte träge, passive, maschinenmäßige Leben, das durch eine unbarmherzige Autorität mit mechanischer Genauigkeit geregelt wurde, wie die leblose Bewegung einer Uhr geregelt wird."

„Weil die Ordnung, der Gehorsam und die Regelmäßigkeit die ersten Grundlagen unserer Gesellschaft sind, mein lieber Sohn."

„Ach, hochwürdiger Herr, nicht das Leben, den Tod regelte man so. Bei dieser Vernichtung alles Edeln beschäftigte ich mich mit dem Studium der Scholastik und Theologie, mit düstern, unheimlichen Studien, mit einer drohenden oder feindseligen Wissenschaft, die immer Gedanken an Gefahr, Kampf und Krieg weckt, nie aber Gedanken des Friedens, des Fortschrittes und der Freiheit."

„Die Theologie, mein Sohn," entgegnete Aigrigny streng, „ist zugleich ein Harnisch und ein Schwerdt, ein Harnisch, das katholische Dogma zu decken und zu wahren, ein Schwerdt, die Ketzerei anzugreifen."

„Doch wußten Jesus und seine Apostel nichts von dieser dunkeln Wissenschaft, und auf ihre einfachen rührenden Worte fühlten die Menschen sich neu belebt, folgte die Freiheit auf die Sclaverei. Reicht das Evangelium,

dieses göttliche Gesetzbuch, nicht hin, die Menschen zu lehren, einander zu lieben? Aber ach, statt uns diese Sprache hören zu lassen, unterhielt man uns nur zu oft von Religionskriegen und zählte die Ströme von Blut auf, die hatten vergossen werden müssen, um dem Herrn angenehm zu sein und die Ketzerei zu ersäufen. Dieser grauenhafte Unterricht machte unser Leben noch trauriger. Je näher wir dem Jünglingsalter kamen, einen um so stärkern Charakter von Bitterkeit, Eifersucht und Mißtrauen nahm unser Verkehr in dem Seminar an. Die Angebereien, welche nun ernstere Gegenstände betrafen, erzeugten geheimen Haß und tiefen Groll. Ich war nicht besser und nicht schlechter als die Andern, da wir Alle, seit Jahren an das eiserne Joch des passiven Gehorsams gewöhnt, aller Prüfung, jedes freien Willens entfremdet, demüthig und zitternd vor den Vorgesetzten, den gleichen, blassen, düstern Eindruck an uns trugen. Endlich erhielt ich die Weihe, und als ich einmal Priester war, forderten Sie, hochwürdiger Herr, mich auf, in die Gesellschaft Jesu einzutreten, oder ich wurde vielmehr unmerklich, fast unbewußt, zu diesem Entschlusse gebracht. Wie? — das weiß ich nicht, da seit so langer Zeit mein Wille mir nicht mehr angehörte. Ich bestand alle Prüfungen, und die schrecklichste war entscheidend; mehrere Monate lang lebte ich in der Stille meiner Zelle und fügte mich ergeben in die seltsame und maschinen=

mäßige Uebung, die Sie mir anbefohlen hatten. Außer Ihnen, hochwürdiger Herr, kam in dieser langen Zeit Niemand zu mir; mein Ohr vernahm außer der Ihrigen keine menschliche Stimme; in der Nacht empfand ich oftmals ein unklares Grauen; mein Geist, der durch das Fasten und durch die Einsamkeit geschwächt war, hatte entsetzliche Visionen. Zu andern Zeiten empfand ich wiederum eine gänzliche Ermattung und Beruhigung, wenn ich bedachte, daß ich durch Ablegung der Gelübde mich für immer von der Last des Willens und des Gedankens freigemacht habe. Dann gab ich mich einer unüberwindlichen Gefühllosigkeit und Erstarrung hin, wie jene Unglücklichen, die von einem Schneewetter überrascht werden und sich der Erstarrung durch eine mörderische Kälte nicht entziehen.. Ich wartete auf den entscheidenden Augenblick. Endlich beschleunigte ich, nach der Vorschrift der Disciplin, in meiner Agonie erstickend*), den Augenblick, zum letztenmale meinen sterbenden Willen zu äußern, — das Gelübde auszusprechen, meinem Willen zu entsagen."

„Erinnern Sie sich, mein Sohn," entgegnete der Pater Aigrigny, bleich und von wachsender Angst ge-

*) Dieser Ausdruck ist wörtlich. Es wird durch die Constistution ausdrücklich anempfohlen, diesen entscheidenden Augenblick der Prüfung abzuwarten, um die Ablegung der Gelübde zu beschleunigen.

quält, „erinnern Sie sich, daß ich an dem Tage vor dem, an welchem Sie die Gelübde ablegen wollten, Sie, wie es die Regel unserer Gesellschaft vorschreibt, aufforderte, ganz Ihrem freien Willen zu gehorchen, denn wir nehmen nur die auf, die uns freiwillig entgegen kommen.“

„Allerdings,“ antwortete Gabriel mit schmerzlicher Bitterkeit, „öffneten Sie, als ich durch dreimonatliche Einsamkeit und Prüfung erschöpft, gebrochen, vernichtet war und mich kaum bewegen konnte, die Thüre meiner Zelle und sagten zu mir: „wenn Du willst, so stehe auf und gehe, Du bist frei.“ Ach, ich hatte die Kraft nicht; der einzige Wunsch meiner traurig gewordenen, seit so langer Zeit gelähmten Seele war die Ruhe des Grabes; ich leistete also unwiderrufliche Gelübde, und sank, gleich einer Leiche, in Ihre Hände.“

„Und bis jetzt haben Sie, mein Sohn, nie gegen diesen Leichen-Gehorsam gehandelt, wie ihn der Stifter unseres Ordens nennt, weil dieser Gehorsam um so verdienstlicher wird, je unbedingter er ist.“

Nach einer Pause fuhr Gabriel fort:

„Sie hatten mir stets die wirklichen Zwecke der Gesellschaft verheimlichet, in die ich eintrat. Das vollständige Aufgeben meines Willens, den ich meinen Obern überließ, wurde im Namen der größern Ehre Gottes verlangt; nachdem mein Gelübde geleistet war, sollte ich in Ihren Händen nur noch ein fügsames, gehorsames

Werkzeug sein, aber, wie Sie mir sagten, bei einem heiligen, schönen und großen Werke verwendet werden.. Ich glaubte Ihnen, warum hätte ich Ihnen auch nicht glauben sollen? Ich wartete, und ein verderbliches Ereigniß änderte mein Geschick, — eine schmerzliche Krankheit, die Folge von . ."

„Mein Sohn," fiel Aigrigny ein, „es ist nicht nöthig, an diese Umstände zu erinnern."

„Verzeihen Sie, hochwürdiger Herr, ich muß Sie an Alles erinnern, ich habe das Recht, gehört zu werden, und will keine der Thatsachen verschweigen, die den unveränderlichen Vorsatz in mir hervorgerufen haben, welchen ich Ihnen ankündigen will."

„So sprechen Sie," sagte Aigrigny, der die Stirn runzelte, und über das zu erschrecken schien, was der junge Priester sagen wollte, dessen bis dahin bleiche Wangen sich mit einer plötzlichen Röthe bedeckten.

„Sechs Monate vor meiner Abreise nach Amerika," fuhr Gabriel mit niedergeschlagenen Augen fort, „hatten Sie mir angezeigt, daß Sie mich für die Beichte bestimmten, und übergaben mir, um mich zu diesem heiligen Amte vorzubereiten, ein Buch . ."

Gabriel zögerte von neuem. Seine Röthe erhöhete sich und der Pater Aigrigny konnte seine Ungeduld und seinen Zorn kaum im Zaume halten.

„Sie übergaben mir ein Buch," fuhr der junge Prie=

ster mit gewaltsamer Anstrengung fort, „ein Buch, das die Fragen enthielt, welche ein Beichthörender den Jünglingen und Jungfrauen und den Frauen vorlegen kann, welche im Beichtstuhle erscheinen. Mein Gott!" rief Gabriel aus, der bei der Erinnerung daran erbebte, „ich werde diesen schrecklichen Augenblick nie vergessen. Es war Abends; ich begab mich in mein Zimmer und nahm jenes Buch mit mir, das, wie Sie mir sagten, durch einen unsrer Paters verfaßt und durch einen heiligen Bischof vollendet worden sei. *) Voll Achtung, Vertrauen

*) Aus Achtung vor den Lesern können wir keine Idee von diesem schändlichen Buche geben, selbst wenn wir es in lateinischer Sprache thun wollten. Genin spricht sich in seinem muthvollen und vortrefflichen Werke „Ueber die Jesuiten und die Universität" folgendermaßen darüber aus:

„Ich bin bei dem Beginne dieses Kapitels in großer Verle„genheit, denn ich muß ein Buch kennen lehren, das gar nicht zu „übersetzen, kaum wörtlich anzuführen ist. In jedem Falle nehme „ich die Nachsicht des Lesers in Anspruch und ich verspreche da„gegen, ihm soviel Obscönes als möglich zu ersparen." — Weiterhin ruft Genin bei Gelegenheit der durch das Compendium vorgeschriebenen Fragen in edelm Unwillen aus: „Welche Gespräche „also werden in dem Beichtstuhle zwischen dem Geistlichen und einer „verheiratheten Frau geführt? — Ich gebe es auf, von den übrigen „zu sprechen.

Endlich sagt der Verf. der **Découvertes d'un Bibliophile,** nachdem er eine große Anzahl Stellen aus diesem schrecklichen Katechismus wörtlich angeführt hat: „meine Feder sträubt sich, diese En=

und Glauben schlug ich es auf . . Anfangs verstand ich es nicht, dann, als mir das Verständniß aufging, wurde ich von Scham und Abscheu ergriffen; ich staunte; kaum hatte ich die Kraft, das abscheuliche Buch mit zitternder Hand zuzuschlagen, und ich eilte zu Ihnen, um mich anzuklagen, unwillkührlich die Augen auf diese namenlosen Seiten geworfen zu haben, die Sie mir aus Irrthum in die Hände gegeben."

„Erinnern Sie sich auch, mein Sohn," sprach der Pater Aigrigny ernst, „daß ich Ihre Bedenklichkeiten beruhigte. Ich sagte Ihnen, ein Priester, der unter dem Siegel der Beichte Alles hören müßte, müßte auch Alles kennen, Alles wissen und Alles zu würdigen verstehen; unsere Gesellschaft verlange die Lectüre dieses Compendiums als eines classischen Werkes von den jungen Diaconen, von den Seminarzöglingen und den jungen Priestern, die sich dem Beichtstuhle widmen."

„cyclopädie aller Schändlichkeiten weitläufiger abzuschreiben, ja es „peiniget mich die Reue, schon so weit gegangen zu sein . . Wenn ich „mir auch sage, daß ich nur abgeschrieben habe, so bleibt doch immer „das Grauen übrig, das man fühlt, wenn man Gift berührt hat. „Aber dieses Grauen beruhigt mich auch wieder. In der Kirche Jesu „Christi ist nach der bewundernswürdigen von Gott eingesetzten Ord„nung das Heilmittel um so schneller und kräftiger wirksam, je größer „das Uebel war. Die Heiligkeit der Moral kann nicht in Gefahr „kommen, ohne daß die Wahrheit ihre Stimme erhebt und sich ver„nehmen läßt."

„Ich glaubte Ihnen; die Gewohnheit des geistesträgen Gehorsams war so mächtig in mir, die Disciplin hatte mich von jeder Prüfung so entwöhnt, daß ich trotz meinem Abscheu, den ich mir nach Ihren Worten als großes Vergehen zum Vorwurfe machte, das Buch wieder mit in mein Zimmer nahm und es las. Ach, hochwürdiger Herr, welche Enthüllung des Verbrecherischesten und Raffinirtesten in der Ueppigkeit und Wollust! Ich stand im kräftigsten Jugendalter und bis dahin hatten mich meine Unwissenheit und der Beistand Gottes in den grausamen Kämpfen gegen die Sinne aufrecht erhalten. Ach welche Nacht! Welche Nacht! In dem Maße, wie ich in der tiefen Stille meiner Einsamkeit, schaudernd vor Scham und Grauen, diesen Katechismus unnatürlicher, unerhörter und unbekannter Ausschweifungen las, in dem Maße, wie diese obscönen schlüpfrigen Bilder sich meiner bis dahin reinen und keuschen Phantasie darboten, schien mein Verstand schwächer zu werden. Ja, . . er verwirrte sich ganz, denn bald wollte ich dieses teuflische Buch fliehen, aber ich weiß nicht welcher entsetzliche Reiz, welche brennende Neugierde mich athemlos vor den schändlichen Seiten festgebannt hielt; ich war halb todt vor Scham, meine Wangen glüheten, eine brennende Hitze lief durch meine Adern und fürchterliche Bilder verwirrten mich vollends; es war mir, als sähe ich üppige Gestalten aus dem verfluchten Buche aufsteigen, und ver-

lor die Besinnung, indem ich mich ihren glühenden Umarmungen zu entziehen suchte.“

„Sie sprechen in tadelnswerthen Ausdrücken von diesem Buche,“ entgegnete der Pater Aigrigny streng; „Sie wurden das Opfer Ihrer zu lebhaften Einbildung, und ihr müssen Sie den verderblichen Eindruck zuschreiben, den ein vortreffliches, in seiner Art untadeliges und von der Kirche gebilligtes Buch auf Sie hervorbrachte.“

„Also,“ antwortete Gabriel bitter, „also habe ich kein Recht, mich darüber zu beklagen, daß meine bis dahin unschuldigen und reinen Gedanken für immer durch die Schändlichkeiten befleckt wurden, die ich nie geahnt haben würde, denn ich glaube nicht, daß die, welche sie begehen, im Beichtstuhle davon sprechen.“

„Das sind Fragen, die Sie nicht zu beurtheilen vermögen,“ entgegnete Aigrigny ziemlich barsch.

„Ich werde nicht weiter davon sprechen,“ sagte Gabriel, der dann fortfuhr:

„Auf diese schreckliche Nacht folgte eine lange Krankheit; mehrmals fürchtete man, wie man sagt, daß ich den Verstand verliere. Als ich wieder zu mir kam, kam mir die Vergangenheit wie ein ängstigender Traum vor.. Sie sagten mir damals, ich sei zu gewissen Functionen noch nicht reif, und ich bat Sie dringend, mich zu den Missionen in Amerika begeben zu dürfen. Nachdem Sie meine Bitten lange zurückgewiesen hatten, willigten Sie

endlich ein. Ich reisete ab . . Seit meiner Kindheit hatte ich immer in der Schule oder in dem Seminar in einem Zustande fortwährender Bedrückung und Unterthänigkeit gelebt; in Folge des steten Senkens des Kopfes und Niederschlagens der Augen war ich fast entwöhnt, zu dem Himmel emporzublicken und die Herrlichkeit der Natur zu betrachten; wie glücklich fühlte ich mich also, als ich mich plötzlich von der gewaltigen Großartigkeit des Meeres umgeben sah, bei der Ueberfahrt mich zwischen dem Himmel und dem Ocean erblickte! Es war mir, als sei ich aus einem Orte dicker schwerer Finsterniß herausgetreten; zum erstenmale seit vielen Jahren fühlte ich mein Herz frei in meiner Brust schlagen; zum erstenmale fühlte ich mich als Herrn meiner Gedanken und ich wagte mein vergangenes Leben prüfend zu überschauen, wie man von einem hohen Berge in ein dunkeles Thal hinabblickt. Da stiegen aber auch seltsame Zweifel in meinem Geiste auf. Ich fragte mich, mit welchem Rechte und zu welchem Zwecke man seit so langer Zeit meinen Willen, meine Freiheit, meinen Verstand niedergehalten und vernichtet habe, da mir Gott doch Willen, Freiheit und Verstand gegeben; aber ich sagte mir, vielleicht würden mir die Zwecke dieses großen, schönen und heiligen Werkes, an dem ich nun mit arbeiten sollte, eines Tages enthüllt und entschädigten mich für meinen Gehorsam und meine Ergebung.

In diesem Augenblicke trat Rodin wieder ein.

Aigrigny sah ihn fragend an; der Socius trat zu ihm und sagte leise, ohne daß es Gabriel hören konnte:

„Nichts Wichtiges; man meldete mir blos, daß der Vater des Marschalls Simon in der Fabrik Hardys angekommen sei.“

Dann warf Rodin einen Blick auf Gabriel und schien den Abbé Aigrigny zu fragen, der betroffen den Kopf senkte. Gleichwohl fuhr er, zu Gabriel gewendet, fort, während Rodin sich von neuem auf das Kamin aufstützte:

„Fahren Sie fort, mein Sohn; ich möchte wissen, zu welchem Entschlusse Sie gekommen sind.“

„Das werde ich Ihnen sofort sagen . . Ich kam in Charleston an. Der Superior unserer Anstalt in jener Stadt, den ich meinen Zweifel über den Zweck der Gesellschaft mittheilte, übernahm es, mich aufzuklären, und er enthüllte mir mit grauenerregender Offenheit das Ziel, — nach welchem vielleicht nicht alle Glieder der Gesellschaft streben, denn eine große Anzahl derselben theilte meine Unkenntniß, — aber das Ziel, welches die Obern seit der Stiftung des Ordens fortwährend und ausdauernd im Auge gehabt haben . . Ich erschrak . . Ich las die Casuisten, und ach! es war eine neue entsetzliche Enthüllung, als ich auf jeder Seite dieser von den Unserigen geschriebenen Bücher den Diebstahl, die Verleum-

dung, die Nothzucht, den Ehebruch, den Meineid, den Todschlag und den Königsmord entschuldigen und rechtfertigen sah.*) Als ich bedachte, daß ich, der Prie=

*) In Bezug hierauf mögen hier einige Auszüge aus dem Compendium stehen, das in den Seminarien gebraucht wird. Sie erschienen 1843 in Straßburg unter dem Titel Découvertes d'un Bibliophile und man wird daraus ersehen, daß die Lehre der ehrwürdigen Väter Gabriel wohl erschrecken konnte:

Der Meineid.

„Man fragt, wozu Jemand verbunden sei, der einen Eid ge=„schworen hat, um zu täuschen? Antwort: er ist nach der Religion „zu nichts verbunden, weil er keinen wirklichen Eid ge=„schworen hat; aber nach den Gesetzen ist er gehalten, das zu „thun, was er geschworen hat, um zu täuschen.“

Die Nothzucht.

„Wer durch Gewalt, Drohung, List oder inständige Bitten „eine Jungfrau verführt hat, ohne ihr die Ehe zu versprechen, ist ver=„bunden, das Mädchen und deren Aeltern für allen Nachtheil zu ent=„schädigen, der für sie daraus hervorgegangen ist; [er hat ihr eine „Summe Geldes zu zahlen, damit sie einen Mann finde, oder sie „selbst zu heirathen, wenn er sie auf keine andere Weise entschädigen „kann. Wenn indeß sein Verbrechen gänzlich geheim „geblieben, so ist der Verführer zu keiner Entschädigung ver=„pflichtet.“

Der Ehebruch.

„Wenn Jemand in verbrecherischen Verhältnissen mit einer ver=„heiratheten Frau steht, nicht weil sie verheirathet, sondern „weil sie schön ist, er also von der Ehe abstrahirt, so machen „diese Verhältnisse, nach mehrern Schriftstellern, nicht die Sünde des „Ehebruches, sondern die einfacher Unzucht aus.“

ster eines Gottes der Liebe, der Gerechtigkeit und des Erbarmens, nun einer Gesellschaft angehörte, deren Häupter sich zu solchen Lehren bekenneten und sich derselben rühmten, schwur ich vor Gott, die Bande, die mich an sie fesselten, für immer zu zerreißen.“

Der Selbstmord.

„Der Arzt verordnet einem Karthäuser, der schwer erkrankt ist, „den Genuß von Fleisch als nothwendig, um einem sichern „Tode zu entgehen; ist er gehalten, dem Arzte zu gehorchen? „Antwort: Die Sache ist streitig, doch scheint uns eine verneinende Antwort wahrscheinlicher; auch ist sie die gewöhnlichere unter den Gelehrten.

Der Diebstahl.

„Der Diebstahl wird entschuldiget, wenn er auf eine „Ausgleichung hinausläuft, und z. B. der Gläubiger insgeheim „von dem Vermögen seines Schuldners so viel nimmt, als dieser ihm „schuldig ist.“

Der Mord.

„Es ist gewiß erlaubt, einen Dieb zu tödten, um zum Leben „nothwendige Güter zu behalten, weil der Angreifer in diesem Falle „nicht blos das Vermögen, sondern indirect auch das Leben selbst „antastet; aber es ist zweifelhaft, ob es erlaubt sei, den zu tödten, der ungerechterweise an Gütern von großem Werthe sich vergreift, ob sie gleich nicht zum Leben nöthig sind, wenn „diese Güter mit Erfolg vertheidigt werden können. Die Bejahung scheint wahrscheinlicher zu sein, und zwar weil die „christliche Liebe nicht verlangt, daß Jemand einen

Bei diesen Worten Gabriels wechselten der Pater Aigrigny und Rodin einen Blick des Entsetzens; Alles war verloren, ihre Beute entging ihnen.

Gabriel, der von den Erinnerungen, die er hervorrief, tief ergriffen war, bemerkte die Bewegung Aigrignys und des Socius nicht und fuhr fort:

„Trotz meinem Vorsatze, aus der Gesellschaft auszuscheiden, war mir doch die Entdeckung, welche ich gemacht hatte, sehr schmerzlich. Glauben Sie mir, für ein Recht und Milde liebendes Herz ist nichts schrecklicher, als dem, was es lange geachtet, entsagen und es verleugnen zu müssen. Ich litt so viel, daß ich bei dem Gedanken an die Gefahren meiner Sendung mit geheimer Freude hoffte, Gott rufe mich bei dieser Gelegenheit vielleicht zu sich; er wachte aber vielmehr mit schützender Sorgfalt über mich.“

Gabriel erbebte, während er dies aussprach, bei der Erinnerung an das räthselhafte Weib, das ihm in Amerika das Leben gerettet hatte. Nach kurzer Pause fuhr er fort:

„Nach Beendigung meiner Sendung kehrte ich mit dem Vorsatze hierher zurück, Sie zu bitten, mir die Frei-

---

„bedeutenden Theil seines Vermögens hingebe, um „das Leben eines Andern zu erhalten.

Was den Königsmord betrifft, so lese man Sanchez &c. &c.

heit zu geben und mich meiner Schwüre zu entbinden. Mehrmals, aber immer vergebens, ersuchte ich Sie um eine Unterredung. Gestern gab mir die Vorsehung Gelegenheit zu einer langen Besprechung mit meiner Pflegemutter, und von ihr erfuhr ich die List, deren man sich bedient, um mich in den Orden zu verlocken, und den Mißbrauch, den man mit der Beichte trieb, um sie zu vermögen, die Waisen, welche eine sterbende Mutter den Händen eines treuen Soldaten anvertraut hatte, andern Personen zu übergeben. Sie sehen ein, hochwürdiger Herr, daß, wenn ich noch hätte zögern können, diese Verbindung zu zerreißen, das, was ich gestern erfuhr, meinen Entschluß unwiderruflich machte. Aber in diesem feierlichen Augenblicke muß ich Ihnen auch sagen, daß ich nicht die ganze Gesellschaft beschuldige; wahrscheinlich gehören ihr auch viele Männer an, die so leichtgläubig und vertrauungsvoll sind, wie ich. In ihrer Verblendung, als fügsame Werkzeuge, kennen sie das Werk nicht, an dem man sie arbeiten läßt; ich beklage sie und werde zu Gott beten, daß er sie erleuchte, wie er mich erleuchtet hat."

„Also, mein Sohn," sagte Aigrigny, indem er bleich und erschüttert aufstand, „verlangen Sie von mir, daß ich die Bande löse, welche Sie an die Gesellschaft binden?"

„Ja, hochwürdiger Herr; ich habe einen Schwur in

Ihre Hände gelegt und bitte Sie, mich dieses Schwures zu entbinden."

„Sie meinen, alle Verpflichtungen, die Sie früher freiwillig übernommen, sollen für ungiltig und nicht geschehen angesehen werden?"

„Ja."

„Es soll zwischen Ihnen und der Gesellschaft keine Gemeinschaft mehr bestehen?"

„Allerdings, weil ich Sie bitte, mich meiner Schwüre zu entbinden."

„Sie wissen, mein Sohn, daß die Gesellschaft Sie wohl entlassen kann, daß Sie sich aber nicht von ihr lostrennen können."

„Mein Schritt zeugt von der Wichtigkeit, die ich auf den Schwur lege, da ich Sie bitte, mich desselben zu entbinden . . Wenn Sie sich weigerten, würde ich mich dennoch in den Augen Gottes und der Menschen nicht mehr für gebunden halten."

„Es ist vollkommen klar, . ." sagte der Pater Aigrigny zu Rodin und seine Stimme versagte ihm den Dienst, so groß war seine Verzweiflung.

Mit einemmale, während Gabriel mit niedergeschlagenen Augen auf die Antwort Aigrignys wartete, der stumm und unbeweglich da stand, schien Rodin auf einen Gedanken zu kommen, da er sah, daß Aigrigny

sein mit Bleistift geschriebenes Billet noch in den Händen hatte.

Der Socius trat rasch zu ihm hin und sagte ganz leise mit der Miene des Zweifels und der Besorgniß:

„Sollten Sie mein Billet noch nicht gelesen haben?"

„Ich habe nicht daran gedacht," antwortete der Hochwürdige.

Rodin schien sich gewaltig anzustrengen, um eine Regung heftigen Zornes zu unterdrücken, dann sagte er ruhig:

„So lesen Sie es."

Kaum hatte Aigrigny auf das Billet geblickt, als ein heller Strahl der Hoffnung sein bis dahin verzweiflungsvolles Gesicht aufheiterte; er drückte die Hand des Socius mit dem Ausdrucke tiefer Dankbarkeit und sagte leise zu ihm:

„Sie haben Recht . . Gabriel ist unser."

Fünftes Kapitel.

Die Umkehr.

Der Pater Aigrigny sammelte sich, ehe er Gabriel wieder anredete, und sein eben noch ganz verstörtes Gesicht heiterte sich ein wenig auf. Er schien nachzudenken und die Wirkungen der Beredtsamkeit zu berechnen, die er über ein vortreffliches, sicher wirkendes Thema versuchen wollte, welches ihm der Socius, im Gefühle der gefährlichen Lage, in einigen Zeilen flüchtig angedeutet, die der hochwürdige Pater in seiner Verzweiflung noch nicht beachtet hatte.

Rodin nahm seinen Beobachtungsposten am Kamine wieder ein, auf den er sich stützte, nachdem er mit einem bedeutungsvollen Achselzucken einen Blick mißachtender und zorniger Ueberlegenheit auf den Pater Aigrigny geworfen hatte.

Nach dieser unwillkührlichen, glücklicherweise von Aigrigny nicht bemerkten Aeußerung nahm das leichenhafte Gesicht des Socius seine eiskalte Ruhe wieder an; seine schlaffen Augenlider, die der Zorn und die Ungeduld einen Augenblick emporgezogen hatten, sanken wieder herunter und verschleierten die kleinen matten Augen zur Hälfte.

Man muß gestehen, der Pater Aigrigny wurde trotz seiner leichten und zierlichen Rede, trotz seinem verführerischen vortrefflichen Benehmen, trotz seinem angenehmen Gesichte und seinem Aeußern als vollendeter Weltmann nicht selten durch die unbarmherzige Festigkeit, durch die Schlauheit und den diabolischen Tiefblick Rodins, jenes widerlichen, schmutzigen, armselig gekleideten alten Mannes in Schatten gestellt und übertroffen, obgleich derselbe selten aus seiner untergeordneten Rolle als Secretair und stummer Zuhörer heraustrat.

Der Einfluß der Erziehung ist so gewaltig, daß Gabriel trotz dem förmlichen Bruche, den er herbeigeführt hatte, sich noch immer durch den Pater Aigrigny eingeschüchtert fühlte, und mit schmerzlicher Angst dessen Antwort auf seine Bitte, ihn seiner Schwüre zu entbinden, erwartete.

Der hochwürdige Herr brach, nachdem er ohne Zweifel seinen Angriffsplan geschickt geordnet hatte, endlich das Schweigen, seufzete tief, wußte seinem sonst strengen und gereizten Gesichte einen rührenden Ausdruck von sanfter Milde zu geben und sagte mit liebevoller Stimme zu Gabriel:

„Verzeihen Sie mir, mein lieber Sohn, daß ich so lange geschwiegen habe, aber Ihr plötzlicher Entschluß hat mich so sehr betäubt, hat in mir so schmerzliche Gedanken angeregt, daß ich mich erst sammeln mußte, ehe

ich versuchen konnte, die Ursache Ihres Bruches zu errathen. Es ist mir, glaube ich, gelungen . . Haben Sie, mein Sohn, über die hohe Bedeutung Ihres Schrittes reiflich nachgedacht?"

„Ja."

„Sie sind also ganz entschieden, die Gesellschaft zu verlassen, selbst gegen meinen Willen?"

„Es wäre mir peinlich, . . aber ich müßte mich darein fügen . ."

„Es müßte für Sie allerdings sehr peinlich sein, mein lieber Sohn, denn Sie haben freiwillig einen unwiderruflichen Eid geleistet, und dieser Eid verpflichtete Sie nach unsern Statuten, die Gesellschaft nur mit Einwilligung Ihrer Vorgesetzten zu verlassen."

„Wie Sie wissen, kannte ich damals die Art der Verpflichtung nicht, die ich einging. Nun, da ich unterrichteter bin, wünsche ich zurückzutreten; mein höchster Wunsch beschränkt sich darauf, eine Pfarre in einem von Paris entfernten Dorfe zu erhalten. Ich fühle in mir einen Beruf zu diesem bescheidenen nützlichen Amte; es giebt auf dem Lande so schreckliche Armuth und eine so trostlose Unkenntniß alles dessen, was dazu beitragen könnte, den Zustand des ackerbauenden Proletariers etwas zu verbessern, dessen Existenz so unglücklich ist wie die des Negersclaven; denn worin besteht seine Freiheit? Welche Kenntnisse hat er? Mit Gottes Hilfe glaube ich

in einer Dorfpfarre der Menschheit einige Dienste leisten zu können. Es würde mir also sehr leid thun, hochwürdiger Herr, wenn Sie sich weigerten . ."

„O, beruhigen Sie sich, mein Sohn," fiel der Pater Aigrigny ein, „ich werde nicht länger gegen Ihren Wunsch ankämpfen, von uns getrennt zu sein."

„Sie entbinden mich also meines Gelübdes?"

„Dazu habe ich keine Vollmacht, mein Sohn, werde aber sofort nach Rom schreiben, um unsern General um die Ermächtigung zu ersuchen."

„Ich danke Ihnen."

„Bald also werden Sie, mein Sohn, von den Banden befreit sein, die Sie drücken, aber die Männer, die Sie mit so viel Bitterkeit verleugnen, werden doch nicht aufhören, für Sie zu beten, damit Gott Sie vor noch größern Verirrungen bewahre. Sie halten sich für losgebunden von uns, mein Sohn, aber wir glauben nicht, von Ihnen losgebunden zu sein; bei uns ist die Gewohnheit väterlicher Liebe nicht so leicht vernichtet. Was wollen Sie? Wir halten uns gerade durch die Wohlthaten, mit denen wir die Unserigen überhäuften, gegen dieselben verpflichtet. Sie waren arm, verwaiset; wir reichten Ihnen die Hand sowohl in dem Interesse, das Sie verdienten, als um Ihrer vortrefflichen Pflegemutter eine für sie zu schwere Last abzunehmen."

„Hochwürdiger Herr," sprach Gabriel mit Rührung, „ich bin nicht undankbar . ."

„Ich will es glauben, mein Sohn; wir haben Ihnen viele Jahre lang wie unserem geliebten Kinde das Brod des Geistes und des Leibes gegeben; jetzt beliebt es Ihnen, uns zu verleugnen und zu verlassen, und wir willigen ein . . Jetzt, da ich die wahre Ursache Ihres Bruches mit uns erkannt habe, ist es meine Pflicht, Sie Ihrer Schwüre zu entbinden."

„Welche Ursache meinen Sie?"

„Ach, mein Sohn, ich kann mir Ihre Besorgniß denken. Es drohen uns jetzt Gefahren, wie Sie wissen . ."

„Gefahren?" fragte Gabriel.

„Es kann Ihnen unmöglich unbekannt geblieben sein, daß seit dem Sturze unserer rechtmäßigen Fürsten, unserer natürlichen Stützen, die revolutionaire Gottlosigkeit von Tage zu Tage drohender wird; man verfolgt uns mit immer größerer Erbitterung. Ich errathe also und würdige vollkommen den Beweggrund, der Sie unter solchen Umständen veranlaßt, von uns zu scheiden."

„Hochwürdiger Herr," fiel Gabriel mit eben so großem Unwillen als Schmerz ein; „das denken Sie nicht von mir; Sie können es nicht denken."

Der Pater Aigrigny schilderte, ohne auf die Betheuerung Gabriels zu achten, die eingebildeten Gefah-

ren seiner Gesellschaft weiter, die, weit entfernt, gefährdet zu sein, bereits wieder anfing, im Stillen ihren Einfluß geltend zu machen.

„Ach, wenn unsere Gesellschaft so viel vermöchte, wie noch vor wenigen Jahren,“ fuhr der Pater Aigrigny fort, „wenn sie sich noch der Achtung und Huldigungen erfreute, die ihr die wahren Gläubigen schuldig sind, trotz den so vielen abscheulichen Verleumdungen, mit denen man uns verfolgt, würden wir vielleicht gezögert haben, Sie Ihrer Schwüre zu entbinden, mein Sohn, Ihre Augen dem Lichte zu öffnen und Sie dem verderblichen Schwindel zu entreißen, dem Sie verfallen sind; jetzt aber, da wir schwach, unterdrückt, von allen Seiten bedroht sind, verlangt es unsere Pflicht und unsere Bruderliebe, Sie nicht zu nöthigen, die Gefahren zu theilen, denen Sie sich klüglicherweise entziehen wollen.“

Während Aigrigny diese Worte sprach, warf er einen flüchtigen Blick auf den Socius, der mit einem zustimmenden Zeichen, aber auch mit einer Geberde der Ungeduld antwortete, die zu sagen schien: „weiter! weiter!“

Gabriel war wie vom Blitz getroffen, denn es gab kein edleres, treueres, muthigeres Herz, als das seinige. Man denke sich also, was er leiden mußte, als er seinen Vorsatz so erklären hörte.

„Hochwürdiger Herr,“ entgegnete er mit bewegter Stimme und Thränen in den Augen, „Ihre Worte

Worte sind grausam und ungerecht, denn, Sie wissen es, ich bin nicht feig."

„Nein," sprach Rodin mit seiner schneidenden Stimme, indem er sich an Aigrigny wendete und geringschätzig auf Gabriel deutete, „Ihr lieber Sohn ist — klug . ."

Gabriel zuckte bei diesen Worten Rodins zusammen; eine leichte Röthe färbte seine bleichen Wangen und ein edeler Zorn flammte in seinen großen blauen Augen, aber, treu den Vorschriften der christlichen Demuth und Ergebung, kämpfte er diese Regung des Unwillens nieder, ließ das Haupt sinken, und da er nicht zu sprechen vermochte, schwieg er und wischte eine Thräne ab, die sich in sein Auge geschlichen hatte.

Diese Thräne entging dem Socius nicht, und er sah in ihr wahrscheinlich ein günstiges Zeichen, denn er wechselte von neuem einen Blick der Zufriedenheit mit dem Pater Aigrigny.

Dieser stand jetzt auf dem Punkte, eine gefährliche Frage zu berühren, und trotz seiner großen Selbstbeherrschung zitterte seine Stimme leicht, als er, durch einen Blick Rodins gleichsam ermuthiget und gedrängt, zu Gabriel sagte:

„Noch ein anderer Grund nöthiget uns, nicht zu zögern, Sie Ihrer Schwüre zu entbinden, mein Sohn, eine sehr delikate Sache . . Wahrscheinlich haben Sie

gestern durch Ihre Pflegemutter erfahren, daß Sie vielleicht zu einer Erbschaft berufen wären, deren Betrag man noch nicht kennt . ."

Gabriel richtete rasch den Kopf empor und sagte zu dem Pater Aigrigny:

„Meine Pflegemutter hat mit mir, wie ich es schon Herrn Rodin gesagt habe, nur von ihren Gewissensscrupeln gesprochen, und ich weiß durchaus nichts von der Erbschaft, die Sie erwähnen."

Der Ausdruck der Gleichgültigkeit, mit welchem der junge Priester die letzten Worte aussprach, blieben von Rodin nicht unbemerkt.

„Es mag sein," fuhr Aigrigny fort; „Sie hatten keine Kenntniß davon, ich will es glauben, obgleich der Schein das Gegentheil zu beweisen scheint, daß nämlich diese Erbschaft Ihrem Entschlusse, von uns zu scheiden, nicht fremd ist . ."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Und doch ist es sehr einfach . . Meiner Meinung nach hat Ihr Bruch zwei Ursachen: erstens sind wir bedroht, und Sie halten es gerathen, uns zu verlassen . ."

„Hochwürdiger Herr . ."

„Lassen Sie mich ausreden, mein Sohn, und zu dem zweiten Grunde übergehen; wenn ich mich irre . . mögen Sie antworten. Die Sache ist folgende. Früher und in

der Voraussetzung, daß Ihre Familie, deren Schicksal Sie nicht kannten, Ihnen einiges Vermögen hinterlassen würde, hatten Sie zur Vergeltung für die Pflege, welche Sie bei der Gesellschaft gefunden, ihr eine Schenkung dessen, was einmal in Ihren Besitz gelangen könnte, übergeben, nicht für uns, sondern für die Armen, deren geborene Vormünder wir sind."

„Nun?" fragte Gabriel, der noch nicht wußte, wohin diese Einleitung führen sollte . .

„Nun, mein Sohn, jetzt da Sie die sichere Hoffnung auf Wohlstand haben, wollen Sie ohne Zweifel dadurch, daß Sie sich von uns trennen, jene Schenkung aufheben, die Sie uns früher machten."

„Um deutlicher zu reden, Sie brechen Ihren Eid, weil wir verfolgt werden und weil Sie Ihre Geschenke zurücknehmen wollen," setzte Rodin mit gellender Stimme hinzu, gleichsam um die Stellung Gabriels zu der Gesellschaft Jesu scharf und rücksichtslos zu bezeichnen.

Gabriel konnte bei dieser schändlichen Beschuldigung nur die Augen und Hände gen Himmel erheben und in schmerzlichem Tone ausrufen:

„Ach, mein Gott! mein Gott!"

Der Pater Aigrigny wechselte einen Blick mit Rodin und sagte dann zu diesem in strengem Tone, als wolle er ihn für die plumpe Offenheit schelten:

„Ich glaube, Sie gehen zu weit; unser lieber Sohn könnte nach der hinterlistigen Art, die Sie angeben, gehandelt haben, wenn er von seiner Erbschaft gewußt hätte; da ihm aber diese, wie er sagt, unbekannt gewesen ist, so muß man ihm glauben, obgleich der Schein gegen ihn ist.“

„Hochwürdiger Herr,“ sagte endlich Gabriel bleich und zitternd, indem er mit Mühe seinen schmerzlichen Unwillen unterdrückte, „ich danke Ihnen, daß Sie Ihr Urtheil wenigstens aussetzen. Nein, ich bin nicht hinterlistig, denn Gott ist mein Zeuge, daß ich die Gefahren nicht kannte, die Ihre Gesellschaft bedrohen; nein, ich bin nicht betrügerisch, ich bin nicht habsüchtig, denn Gott ist mein Zeuge, daß ich in diesem Augenblicke erst von Ihnen erfahre, es stehe mir eine Erbschaft bevor und . .“

„Ein Wort, mein Sohn! Ich bin vor kurzem erst, und zwar auf höchst zufällige Weise davon unterrichtet worden,“ unterbrach Aigrigny Gabriel„ durch die Familienpapiere, die Ihre Pflegemutter ihrem Beichtvater übergab und die bei Ihrem Eintritte in unsere Schule uns anvertraut wurden. Kurz vor Ihrer Rückkehr aus Amerika, als das Archiv der Gesellschaft durchgesehen wurde, fielen diese Papiere unserm hochwürdigen Procurator in die Hände; man untersuchte sie genauer und erfuhr, daß Einer Ihrer Vorfahren von väter=

licher Seite, dem das Haus gehörte, in welchem wir uns befinden, ein Testament hinterlassen hat, das heute Mittag eröffnet werden soll. Noch gestern Abend hielten wir Sie für einen der Unserigen; nach unsern Statuten dürfen Sie nichts eigenthümlich besitzen; Sie haben diese Statuten durch eine Schenkung für das Armenvermögen bestätiget — das wir verwalten. Nicht Sie also, sondern die Gesellschaft erschien in meiner Person als Erbin an Ihrer Statt, versehen mit Ihren Documenten, die ich hier bei mir habe. Jetzt freilich, mein Sohn, da Sie sich von uns trennen, müssen Sie selbst als Erbe auftreten; wir kamen nur als Bevollmächtigte der Armen hierher, denen Sie früher mildthätig das Vermögen überlassen hatten, das Ihnen einmal zufallen könnte . . Jetzt ändert die Aussicht auf Reichthum Ihre Ansichten; es steht dies Ihnen frei; nehmen Sie Ihr Geschenk zurück."

Gabriel hatte Aigrigny mit peinlicher Ungeduld angehört und entgegnete sodann:

„Und Sie, hochwürdiger Herr, halten mich für fähig, ein Geschenk zurückzunehmen, das ich freiwillig der Gesellschaft gemacht habe, um mich gegen sie für die Erziehung abzufinden, die ich ihr verdanke? Sie halten mich für so nichtswürdig, daß ich mein Wort verleugnen könnte, weil mir vielleicht ein bescheidenes Vermögen zufällt?"

„Dieses Vermögen kann klein sein, mein Sohn, aber auch . . sehr bedeutend."

„Und wenn es sich um ein königliches Vermögen handelte," fiel Gabriel ein, „ich würde nicht anders sprechen; ich habe, glaube ich, ein Recht, zu verlangen, daß man mir glaube . . Mein Entschluß steht fest: die Gesellschaft, der ich angehöre, ist Gefahren ausgesetzt, sagen Sie? Ich werde mich von diesen Gefahren überzeugen; sind sie drohend, so werde ich Sie nicht eher verlassen, bis die Gefahren vorüber sind. Die Erbschaft, auf die ich, wie Sie glauben, so gierig sein soll, überlasse ich Ihnen, wie ich mich früher freiwillig verbindlich gemacht habe, und ich wünsche nur, daß das Vermögen auch zur Unterstützung der Armen angewendet werde. Ich weiß nicht, wie groß dieses Vermögen ist; mag es aber klein oder groß sein, es gehört der Gesellschaft, weil ich nur den einen Wunsch hege, eine bescheidene Pfarre in irgend einem armen, ja in einem armen Dorfe zu erhalten; dort, denke ich, werden meine Dienste von Nutzen sein. Wenn also ein Mann, der in seinem Leben nie gelogen hat, behauptet, er strebe nur nach einer so bescheidenen Existenz, so muß man ihn, glaube ich, für unfähig halten, aus Habsucht das Geschenk zurückzunehmen, das er gegeben hat."

Der Pater Aigrigny hatte jetzt eben so viel Mühe, seine Freude zu mäßigen, wie früher, seinen Schreck und

seine Angst zu verbergen. Er blieb indeß ruhig und sagte zu Gabriel:

„Ich erwartete nicht weniger von Ihnen, mein Sohn.“

Dann winkte er Rodin, um ihn aufzufordern, das Wort zu nehmen.

Rodin verstand seinen Vorgesetzten vollkommen, verließ seinen Platz am Kamine, trat zu Gabriel, stützte sich auf einen Tisch, auf welchem man ein Schreibzeug und Papier sah, trommelte da mit seinen knotigen Fingern mit den stumpfen schmutzigen Nägeln und sagte zu dem Pater Aigrigny:

„Das ist alles recht gut und recht schön, aber Ihr lieber Sohn giebt Ihnen statt aller Bürgschaft für sein Versprechen . . einen Schwur, und — das ist wenig.“

„Herr!“ fuhr Gabriel auf.

„Erlauben Sie,“ sagte Rodin kalt, „da das Gesetz unsere Existenz nicht anerkennt, so kann es auch die Geschenke nicht anerkennen, die ihr gemacht werden. Sie können also morgen zurücknehmen, was Sie heute geben.“

„Und mein Schwur, Herr?“ rief Gabriel aus.

Rodin sah ihn starr an und antwortete:

„Ihr Schwur? Sie haben ja auch der Gesellschaft ewigen Gehorsam geschworen, haben geschworen, sich nie von ihr zu trennen, und was ist Ihnen jetzt dieser Schwur?“

Gabriel war einen Augenblick verlegen, bald aber erkannte er, wie falsch der Vergleich Rodins war, stand ruhig und würdevoll auf, setzte sich dann vor dem Schreibtische nieder, nahm Papier und eine Feder und schrieb:

„Vor Gott, der mich sieht und hört, vor Ihnen, „hochwürdiger Herr von Aigrigny, und vor Herrn Rodin, „Zeugen meines Schwures, erneuere ich jetzt freiwillig „und aus eigenem Antriebe die Schenkung des ganzen „Vermögens, das mir zufallen soll, wie bedeutend es „auch sein mag, an die Gesellschaft Jesu in der Person „des hochwürdigen Paters von Aigrigny. Ich schwöre „bei Strafe der Ehrlosigkeit, dieses unwiderrufliche Ver„sprechen zu erfüllen, und halte diese Erfüllung in meinem „Gewissen für die Tilgung einer Schuld der Dankbarkeit „und für eine fromme Pflicht.

„Da diese Schenkung eine Entschädigung für frühere „Dienste sein, und den Armen zu Gute kommen soll, so „kann die Zukunft, wie sie sich auch gestalten mag, daran „nichts ändern, und da ich weiß, daß ich nach dem Ge„setz später die Annullirung der Acte verlangen könnte, „die ich jetzt aus freiem Willen ausstelle, so erkläre ich, „daß, wenn ich jemals, unter welchen Umständen es auch „sei, sie zu widerrufen gedächte, ich die Verachtung und „den Abscheu der rechtlichen Menschen verdienen würde.“

„Zur Beglaubigung dessen habe ich dies am 13. Fe-
„bruar 1832 in Paris kurz vor der Eröffnung des Testa-
„mentes eines meiner Vorfahren von väterlicher Seite
„geschrieben.

„Gabriel von Rennepont.“

Dann stand er auf und übergab die Schenkungsurkunde Rodin, ohne ein Wert dazu zu sagen. Der Socius las sie aufmerksam durch und sagte, immer ganz ruhig, indem er Gabriel ansah:

„Nun — das ist ein geschriebener Eid, nichts weiter.“

Gabriel stand staunend über die Frechheit Rodins da, der ihm zu sagen wagte, die Urkunde, in welcher er die Schenkung in so redlicher, edeler und freiwilliger Weise wiederholt hatte, habe keinen genügenden Werth.

Der Socius unterbrach zuerst das Schweigen und sagte mit kalter Frechheit zu dem Pater von Aigrigny:

„Entweder Ihr lieber Sohn Gabriel hat die Absicht, diese Schenkung völlig gültig und unwiderruflich zu machen, oder . .“

„Herr,“ fiel Gabriel ein, der sich kaum mäßigen konnte und Rodin unterbrach, „ersparen Sie Ihnen und mir eine schmachvolle Vermuthung . .“

„Nun,“ fuhr Rodin noch immer ganz ruhig fort, „da Sie fest entschlossen sind, diese Schenkung ernstlich anzu-

sehen, was sollten Sie dagegen haben, ihr die gesetzliche Bürgschaft zu geben?"

„Nichts," entgegnete Gabriel bitter, „da Ihnen mein geschriebenes und beschworenes Wort nicht genügt . ."

„Mein lieber Sohn," sprach der Pater Aigrigny liebreich, „wenn es sich um eine Schenkung zu meinen Gunsten allein handelte, so würde ich, in dem Falle, daß ich sie annähme, Ihr Wort für vollkommen genügende Sicherheit halten. Hier ist es aber etwas Anderes; ich bin, wie Sie selbst geäußert haben, nur der Bevollmächtigte der Gesellschaft oder vielmehr der Vormund der Armen, welche den Genuß von Ihrer edeln Schenkung haben werden; man kann also, im Interesse der Menschlichkeit, dieser Urkunde nicht genug gesetzliche Bürgschaften geben, damit für die uns anvertrauten Unglücklichen eine vollkommene Sicherheit statt einer unsichern Hoffnung entstehe, welche die geringste Willensänderung umstoßen kann, und dann .. Gott kann Sie . . jeden Augenblick .. zu sich rufen . . Wer bürgt uns dafür, daß Ihre Erben den Schwur zu halten geneigt sind, den Sie geleistet haben?"

„Sie haben Recht, hochwürdiger Herr," sagte Gabriel traurig; „an diesen, doch so natürlichen Todesfall hatte ich nicht gedacht."

In diesem Augenblicke öffnete Samuel die Thüre des Zimmers und sagte:

„Meine Herren, der Notar ist erschienen; darf ich ihn hereinführen? Punkt zehn Uhr wird Ihnen die Thüre des Hauses geöffnet werden.“

„Es wird uns um so angenehmer sein, den Herrn Notar zu sehen,“ sagte Rodin, „da wir mit ihm zu sprechen haben; lassen Sie ihn also gefälligst eintreten.“

„Ich werde ihn sogleich holen,“ antwortete Samuel im Hinausgehen.

„Da kommt eben ein Notar,“ sagte Rodin zu Gabriel. „Wenn Sie bei Ihrer Absicht verharren, können Sie von ihm Ihre Schenkung in Ordnung bringen lassen und sich so von einer großen Last für die Zukunft befreien.“

„Was auch geschehen mag,“ entgegnete Gabriel, „ich werde mich durch diesen schriftlichen Schwur, den ich Sie aufzubewahren bitte, hochwürdiger Herr“ — und Gabriel übergab das Papier dem Pater Aigrigny — „eben so für gebunden halten, als durch die Urkunde, die ich zu unterzeichnen gedenke,“ setzte er zu Rodin hinzu.

„Still, mein Sohn, da kommt der Notar,“ sagte der Pater Aigrigny.

Dieser erschien wirklich in dem Zimmer.

Während der Besprechung, welche dieser Beamte

mit Rodin, Gabriel und dem Pater von Aigrigny haben wird, führen wir den Leser in das vermauerte Haus.

Sechstes Kapitel.

Der rothe Saal.

Die Steine, mit denen die Eingangsthüre des vermauerten Hauses versetzt gewesen, waren, wie es Samuel gesagt hatte, weggenommen worden, wie die Bleiplatte und der eiserne Rahmen, die sie außerdem verschlossen hielten, und es zeigten sich nun ihre geschnitzten eichenen Flügel so wohl erhalten, wie an dem Tage, als man sie der Einwirkung der Luft und der Witterung entzogen hatte.

Die Arbeitsleute waren, nachdem sie diese Oeffnung bewirkt hatten, auf der Vortreppe so neugierig wie der Actuarius des Notars stehen geblieben, der die Arbeiten geleitet hatte, und wollten der Oeffnung der Thüre selbst beiwohnen, denn sie sahen Samuel mit einem großen Schlüsselbunde langsam durch den Garten kommen.

„Nun, lieben Leute,“ sagte der alte Mann, als er unten an den Stufen stand, „ist Ihre Arbeit gethan; der

Herr Notar wird Sie bezahlen und ich habe Sie nur noch auf die Straße hinaus zu begleiten."

„Was denken Sie, Mann!" fiel der Actuarius ein; „es ist nun der interessanteste und merkwürdigste Augenblick gekommen; ich brenne wie die Maurer da vor Neugierde, das Zimmer dieses geheimnißvollen Hauses zu sehen, und Sie sollten den Muth haben, uns fortzuschicken? Das ist nicht möglich . ."

„Ich bedauere sehr, dazu genöthiget zu sein; aber es ist so; ich muß zuerst ganz allein in dieses Haus hineingehen, ehe ich die Erben zur Eröffnung des Testamentes hereinführe."

„Wer hat Ihnen diesen lächerlichen und barbarischen Befehl gegeben?" rief der junge Mann aus.

„Mein Vater . ."

„Das verdient allerdings alle mögliche Achtung, aber lassen Sie sich erbitten, Sie vortrefflicher, würdiger Aufseher; nur einen Blick gestatten Sie uns durch die halb offene Thüre herein zu thun."

„Ja, nur ein Blickchen," setzten die Maurer bittend hinzu.

„Es ist mir unangenehm, Ihnen auch dies abschlagen zu müssen," entgegnete Samuel; „ich werde die Thüre nicht eher öffnen, bis ich ganz allein bin."

Da die Maurer die Unerbittlichkeit des alten Mannes sahen, so gingen sie mit Bedauern die Stufen vor

dem Hause herunter; der Schreiber des Notars aber versuchte es, jeden Fuß breit Boden streitig zu machen, und sprach:

„Ich erwarte den Herrn Notar und gehe nicht ohne ihn aus dem Hause; er könnte mich brauchen. Ihnen kann es ganz gleichgültig sein, würdiger Aufseher, ob ich hier auf den Stufen vor der Thüre bleibe oder wo anders . ."

Der junge Mann wurde in seinem Gesuche durch den Notar selbst unterbrochen, der aus dem Hofe her rief:

„Herr Piston, schnell! Herr Piston, kommen Sie sogleich!"

„Was mag er wollen?" entgegnete der junge Mann unwillig; „da ruft er mich gerade in dem Augenblicke, wo ich etwas hätte sehen können . ."

„Herr Piston!" rief die Stimme von neuem und diesmal näher, „hören Sie denn nicht?"

Während Samuel die Maurer zurückführte, sah der Schreiber hinter einer Gruppe grüner Bäume seinen Prinzipal eilig und barhäuptig erscheinen. Er mußte deshalb wohl oder übel von den Stufen heruntersteigen, um dem Rufe des Notars zu antworten, zu dem er sich ziemlich übel gelaunt begab.

„Aber, Herr," sagte der Notar Dumesnil zu ihm, „ich rufe schon seit einer Stunde aus vollem Halse."

„Ich hörte nichts," entgegnete Piston.

„So müssen Sie taub sein . . Haben Sie Geld bei sich?“

„Ja,“ antwortete er verwundert.

„So laufen Sie geschwind in das nächste Stempelpapierbureau, und holen Sie mir drei bis vier große Stempelbogen . . Laufen Sie, es ist sehr dringlich.“

„Ja, Herr,“ antwortete der junge Mann mit einem verzweiflungsvollen bedauernden Blicke auf die Thüre.

„So eilen Sie doch, Herr Piston,“ fiel der Notar ein.

„Ich weiß gar nicht, wo ich Stempelpapier finden soll.“

„Der Hausaufseher da wird es Ihnen wahrscheinlich sagen können,“ antwortete der Notar Dumesnil.

Samuel kam wirklich zurück, nachdem er die Maurer bis an die Thüre begleitet hatte.

„Herr,“ redete ihn der Notar an, „wollen Sie mir wohl sagen, wo man hier in der Nähe Stempelpapier bekommt?“

„Ganz in der Nähe, Herr,“ antwortete Samuel, „bei dem Tabakshändler in der Alten-Temple-Straße Nr. 17.“

„Haben Sie es gehört, Herr Piston?“ sagte der Notar zu diesem; „Sie finden Stempelpapier bei dem Tabakshändler in der Alten-Temple-Straße Nr. 17. Laufen Sie schnell, denn die Urkunde muß sogleich, vor

der Entsiegelung des Testamentes, aufgesetzt werden; die Zeit drängt.“

„Ich werde rasch laufen,“ antwortete Piston verdrüßlich, und er folgte dem Notar, der eilig in das Zimmer zurückkehrte, in welchem er Rodin, Gabriel und Aigrigny gelassen hatte.

Unterdessen war Samuel die Stufen vor dem Hause hinauf gegangen und vor der vermauert gewesenen Thüre angelangt. Mit einer tiefen Bewegung steckte der alte Mann den Schlüssel, nachdem er den rechten aus dem Bunde gesucht hatte, in das Schloß und schob die Thüre auf.

Alsbald wehete ihn eine feuchte kalte Luft an, gleich jener, die aus einem schnell geöffneten Keller hervorströmt.

Nachdem der Jude die Thüre von innen wieder verschlossen hatte, schritt er in der Vorhalle weiter, die durch ein kleeblattähnliches Fenster über der Thürwölbung nur matt erhellt war, denn die Scheiben hatten längst ihre Durchsichtigkeit verloren und glichen mattgeschliffenem Glase.

Die mit weißen und schwarzen Marmorplatten getäfelte Halle war groß; die Tritte hallten in ihr stark wieder und in ihr führte eine große Treppe in das erste Stockwerk hinauf. Die platten einfarbigen Steinwände zeigten nicht die geringste Spur von Feuchtigkeit und

Verderben und die Lehne von geschmiedetem Eisen ließ nicht das kleinste Rostfleckchen sehen. Sie war über der ersten Stufe an einen Säulenschaft von grauem Granit gelöthet, welcher eine Statue von schwarzem Marmor trug, einen Neger, der einen Fackelhalter hielt. Diese Figur sah seltsam grauenhaft aus; ihre Augen waren von weißem Marmor.

Das Geräusch des schweren Ganges des Juden hallte unter der hohen Kuppel dieser Vorhalle wieder und der Enkel Isaak Samuels empfand ein Gefühl der Trauer, als er bedachte, daß die Tritte seines Großvaters ohne Zweifel zuletzt in diesem Hause erschallt wären, dessen Thüren er vor hundert und funfzig Jahren verschlossen, denn der treue Freund, mit dem Herr von Rennepont den Scheinverkauf des Hauses abgeschlossen, hatte dieses später an den Großvater Samuels abgetreten, auf dessen Erben es wie ein Erbstück übergegangen war.

Zu diesen Gedanken, welche Samuel jetzt ausschließlich beschäftigten, kam die Erinnerung an das Licht, das er am Morgen durch die sieben Oeffnungen der Bleikappe auf dem Belvedere gesehen hatte, und da konnte sich der alte Mann trotz seiner Charakterfestigkeit eines Schauers nicht erwehren, als er einen zweiten Schlüssel aus seinem Bunde nahm, an dessen Etikette stand: Schlüssel zum

rothen Saale, und eine große Flügelthüre öffnete, welche in die innern Gemächer führte.

Das einzige Fenster, welches durch die Maurer ebenfalls geöffnet worden war, erhellte den großen Saal, der mit Damast ausgeschlagen war, dessen dunkele Purpurfarbe sich nicht im mindesten verändert hatte; auf dem Fußboden lag ein dicker türkischer Teppich; große Sessel von vergoldetem Holze in dem strengen Style der Zeit Ludwigs XIV. standen symmetrisch an den Wänden; der Eingangsthüre gegenüber befand sich eine andere Thüre, die wie der Sims, welcher den Plafond einfaßte, weiß war mit goldenen Linien.

An jeder Seite dieser Thüre standen zwei große Geräthe von Boulle, die mit Kupfer und Zinn ausgelegt waren und Vasen trugen; das Fenster mit schweren Damastvorhängen, die goldene Fransen trugen und über denen ein ausgezackter Bogen sich hinzog, an dessen Zacken seidene Troddeln hingen, befand sich dem Kamine von blauem Marmor mit eingelegtem ciselirten Kupfer gegenüber. Reiche Candelaber und eine Tischuhr in demselben Style wie das Möblement spiegelten sich in einem venetianischen Spiegel.

In der Mitte des Saales stand ein runder Tisch, der mit einer rothen Sammetdecke belegt war. Als Samuel an diesen Tisch trat, sah er ein Stück weißen Pergamentes liegen, auf dem die Worte standen:

„In diesem Saale soll mein Testament erbrochen werden. Die andern Zimmer bleiben verschlossen, bis mein letzter Wille vorgelesen ist. M. v. R."

„Ja," sagte der Jude, indem er diese vor so langer Zeit geschriebenen Zeilen betrachtete, „dies ist mir auch von meinem Vater empfohlen worden; denn in dem andern Zimmer scheinen sich Gegenstände zu befinden, auf die Herr von Rennepont großen Werth legte, nicht ihrer Kostbarkeit, sondern ihrer Herkunft wegen, und der Trauersaal mag etwas Seltsames und Grauenhaftes sein. Aber," setzte Samuel hinzu, indem er aus der Tasche seines Rockes ein schwarz gebundenes Buch mit einem kupfernen Schlosse nahm, aus dem er den Schlüssel zog, nachdem er es auf den Tisch gelegt hatte, „da ist das Verzeichniß der Papiere in der Casse. Es ist mir geboten, dasselbe vor Ankunft der Erben hierher zu legen."

Die tiefste Stille herrschte in dem Saale, als Samuel das Buch auf den Tisch legte.

Plötzlich riß ihn das Natürlichste und doch Entsetzlichste aus seinem Sinnen.

Er hörte in dem anstoßenden Zimmer langsam eine helle silberreine Glocke zehn Uhr schlagen.

Es war wirklich diese Stunde herangekommen.

Samuel war zu verständig, als daß er an die ewige Bewegung, d. h. an eine Uhr hätte glauben sollen,

welche seit hundert und funfzig Jahren gegangen. Er fragte sich deshalb eben so verwundert als erschrocken, wie es zugehe, daß diese Uhr seit so vielen Jahren nicht stehen geblieben sei, und daß sie namentlich gerade diese Stunde so genau angebe.

Der alte Mann war so neugierig, daß er auf dem Punkte stand, in jenes Zimmer hineinzutreten; aber er gedachte an das ausdrückliche Verbot seines Vaters, an das schriftliche Verbot des Herrn von Rennepont, das er eben erst gelesen hatte, blieb an der Thüre stehen und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Er hörte durchaus nichts weiter, als das zitternde Verklingen des Glockentones.

Nachdem Samuel lange über diese seltsame Erscheinung nachgedacht, hielt er sie mit der nicht minder außerordentlichen jener Helle zusammen, die er früh am Morgen durch die Oeffnungen des Belvedere bemerkt hatte, und schloß, daß zwischen diesen beiden Ereignissen irgend ein Zusammenhang stattfinden müsse.

Wenn der alte Mann die wirkliche Ursache dieser scheinbar so seltsamen Erscheinungen nicht zu ergründen vermochte, so erklärte er sich doch wenigstens das, was er gesehen hatte, indem er an die unterirdische Verbindung dachte, welche der Sage nach zwischen dem Keller des Hauses und sehr entlegenen Orten stattfinden sollte; unbekannte Personen hatten demnach auf diesem Wege

zwei- oder dreimal im Verlauf eines Jahrhunderts in das Innere dieser Wohnung zu gelangen vermocht.

Samuel trat, mit diesen Gedanken beschäftiget, an das Kamin, das sich, wie erwähnt, dem Fenster gerade gegenüber befand.

Ein heller Sonnenstrahl, der durch die Wolken drang, fiel glänzend auf zwei große Portraits, die an den beiden Seiten des Kamins hingen, die der Jude noch nicht bemerkt hatte und die, in ganzer Figur und in Lebensgröße gemalt, eine Frau und einen Mann darstellten. An der nicht übertriebenen, aber doch kräftigen Farbe der Gemälde, an den breiten starken Strichen erkannte man leicht das Werk eines Meisters. Auch dürften sich schwer Gestalten finden lassen, die geeigneter wären, einen großen Maler zu begeistern.

Die Frau schien fünf und zwanzig bis dreißig Jahre alt zu sein; herrliches braunes Haar mit goldigem Wiederscheine lag um ihre weiße edele Stirn; ihr Haarputz glich keineswegs dem, welchen die Frau von Sevigné zur Zeit Ludwigs XIV. in die Mode gebracht hatte, sondern erinnerte vielmehr an den so bemerkenswerthen einiger Portraits Veroneses, der aus breiten wellenförmigen Streifen besteht, welche die Wangen einfassen und über denen sich eine kronenförmige Flechte am Hinterkopfe befindet. Die sehr schmalen Augenbrauen wölbten sich über großen funkelnden saphirblauen Augen, deren stolzer und doch trauriger

Blick etwas Geheimnißvolles hatte. Die sehr feine Nase endigte in leicht geöffneten Löchern; ein leichtes, fast schmerzliches Lächeln zog den Mund ein klein wenig empor. Das Oval des Gesichtes war länglich und der mattweiße Teint färbte sich an den Wangen kaum leicht rosenroth; der Hals und die Art, wie die Frau den Kopf trug, verriethen eine seltsame Verbindung von Anmuth und Würde. Eine Art Tunica oder Kleid von schwarzem glänzendem Stoffe, das, wie man es nennt, à la vilerge gemacht war, reichte bis an die Achseln hinauf und fiel, nachdem es eine schlanke Taille herausgehoben hatte, bis auf die Füße, die unter den etwas schleppenden Falten des Gewandes ganz verhüllt waren.

Die Haltung dieser Frau war voll Natürlichkeit und Adel. Der Kopf trat weiß und glänzend auf einem dunkelgrauen Himmel vor, wo sich am Horizonte einige Purpurwölkchen zeigten, über denen der bläuliche Gipfel ferner, im Schatten liegender Berge erschien. Die Anordnung des Gemäldes, so wie die warmen Töne des Vordergrundes, der ohne Uebergang von jenem Hintergrunde abstach, ließ leicht errathen, daß die Frau auf einer Anhöhe stand, von der aus sie den ganzen Horizont überschaute.

Der Gesichtsausdruck der Frau war ein betrübter, tief nachdenkender. Besonders in ihren halb gen Himmel aufgeschlagenen Augen sprach sich ein ergebener bittender

Schmerz aus, den man für unnachahmlich hätte halten können.

An der linken Seite des Kamins sah man das andere, eben so kräftig gemalte Portrait. Es stellte einen hochgewachsenen Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren dar. Ein weiter brauner Mantel, mit dem er sich edel umhüllt hatte, ließ eine Art schwarzen Wammses sehen, das bis an den Hals zugeknöpft war und auf das ein weißer Halskragen fiel. Der schöne charaktervolle Kopf zeichnete sich durch strenge kräftige Züge aus, die gleichwohl einen bewundernswürdigen Ausdruck von Leiden und Ergebung und besonders von unaussprechlicher Herzensgüte nicht ausschlossen; das Haar war schwarz, wie der Bart und die Augenbrauen, welche letztern, nach einem seltsamen Naturspiele, statt getrennt zu sein und sich über jedem Augenbogen zu wölben, wie eine Sehne von einer Schläfe zur andern liefen und gleichsam einen schwarzen Strich über die Stirn dieses Mannes zogen.

Der Hintergrund des Gemäldes stellte einen stürmischen Himmel vor, aber jenseits einiger Felsen sah man das Meer, das am Horizonte mit den dunkeln Wolken zu verschwimmen schien.

Die Sonne, welche gerade auf diese beiden ungewöhnlichen Gestalten fiel, die man nie wieder vergessen konnte, nachdem man sie einmal gesehen, vermehrte noch den Glanz derselben.

DIG
DIG DIG D

Auf Samuel machten sie einen tiefen Eindruck, als er aus seinem Nachdenken erwachte und seine Augen zufällig auf dieselben fielen; sie sahen aus, wie lebendig.

„Welche edle, schöne Gestalten!" rief er aus, indem er näher trat, um sie genauer zu betrachten. „Wessen Portraits sind es? Die der Familie Rennepont nicht; denn nach dem, was mir mein Vater gesagt hat, befinden sich diese sämmtlich in dem Trauersaale. — Ach!" setzte der alte Mann hinzu, „nach der großen Betrübniß in ihren Zügen gehörten sie wohl auch in diesen Trauersaal."

Nach einer kurzen Pause fuhr Samuel fort:

„Aber ich darf nicht vergessen, Alles zu der feierlichen Versammlung vorzubereiten, denn es hat zehn Uhr geschlagen."

Nach diesen Worten stellte er die Sessel von vergoldetem Holze rund um den Tisch, dann nahm er seine nachdenkliche Miene wieder an.

„Die Stunde nahet und es ist von den Nachkommen des Wohlthäters meines Großvaters noch Niemand hier, als jener junge Priester mit dem Engelsgesichte. Sollte er der einzige Vertreter der Familie Rennepont sein? Er ist Priester . . sollte die Familie mit ihm erlöschen? Endlich ist der Augenblick erschienen, in dem ich diese Thüre zur Eröffnung des Testamentes öffnen soll. Bathseba wird den Notar herführen . . Man klopft. Sie

ist es." Und Samuel ging, nachdem er noch einen letzten Blick auf die Thüre des Gemachs geworfen, in welchem es zehn Uhr geschlagen hatte, schnell nach der Thüre der Vorhalle zu, hinter welcher er sprechen hörte.

Der Schlüssel drehete sich zweimal in dem Schlosse um und er öffnete die beiden Flügel der Thüre.

Zu seinem großen Verdrusse sah er nur Gabriel zwischen Rodin und dem Pater Aigrigny. Der Notar und Bathseba, welche als Führerin gedient hatte, standen hinter der Hauptgruppe.

Samuel konnte einen Seufzer nicht unterdrücken und sprach, indem er sich auf der Schwelle der Thüre verbeugte:

„Meine Herren . . Alles ist bereit, . . Sie können eintreten."

Siebentes Kapitel.

Das Testament.

Als Gabriel, Rodin und Aigrigny in den rothen Saal traten, schienen sie alle von verschiedenen Gefühlen bewegt zu sein.

Gabriel war blaß und traurig und empfand eine schmerzliche Ungeduld; er sehnte sich schnell wieder aus dem Hause hinaus, denn es war ihm eine große Last vom Herzen, seit er durch eine mit allen gesetzlichen Bürgschaften versehene Urkunde, die der Notar der Erbschaft, Dumesnil, aufgesetzt, aller seiner Ansprüche zu Gunsten des Paters Aigrigny sich begeben hatte.

Bis dahin war es dem jungen Priester nicht in den Sinn gekommen, der Pater Aigrigny könne dabei, daß er ihm die Erziehung gegeben, welche er so freigebig bezahlte, und seinen Beruf durch eine schändliche Lüge erzwungen, den Zweck gehabt haben, den Erfolg einer im Finstern schleichenden Intrigue zu sichern.

Gabriel gab, indem er handelte, wie er es gethan, nur einem übertriebenen Zartgefühle nach. Er hatte diese Schenkung freiwillig schon vor mehreren Jahren gemacht und würde es für unwürdig gehalten haben, sie jetzt zurückzunehmen. Es war ihm schon schmerzlich gewesen, einer Schlechtigkeit für fähig gehalten zu werden, und um keinen Preis würde er sich dem geringsten Vorwurfe der Habsucht ausgesetzt haben.

Der Missionair mußte eine seltene und vortreffliche Natur besitzen, da diese Blüte gewissenhafter Rechtlichkeit unter dem verderblichen Einflusse seiner Erziehung nicht hingewelkt war; zum Glücke hatte aber, wie die Kälte bisweilen vor der Fäulniß schützt, die eisige Atmosphäre, in

welcher ein Theil seiner Kindheit und Jugend vergangen war, seine edeln Eigenschaften nur erstarrt, nicht verdorben, und sie erholten sich in der belebenden und warmen Luft der Freiheit bald wieder.

Der Pater Aigrigny, der noch viel bleicher und bewegter war, als Gabriel, hatte seine ängstliche Besorgniß dadurch zu entschuldigen und zu erklären versucht, daß er sie dem Verdrusse über den Bruch seines geliebten Sohnes mit der Gesellschaft Jesu zuschrieb.

Rodin, der ruhig war und sich vollkommen beherrschte, sah mit geheimem Zorn die lebhafte Unruhe des Paters Aigrigny, die einem minder vertrauensvollen Manne als Gabriel seltsamen Verdacht hätte einflößen können; gleichwohl hegte der Socius, trotz dieser scheinbaren Kaltblütigkeit, eine noch lebhaftere Ungeduld, als sein Vorgesetzter, die wichtige Angelegenheit gelingen zu sehen.

Samuel war wie vom Blitze getroffen; es erschien kein anderer Erbe als Gabriel. Ohne Zweifel fühlte der alte Mann die innigste Theilnahme für den jungen Mann, aber derselbe war Priester und mit ihm mußte der Name der Familie Rennepont erlöschen und das unermeßliche, so mühsam aufgesammelte Vermögen wurde vielleicht, ohne Zweifel, nicht so vertheilt oder verwendet, wie es der Testator gewünscht hatte.

Die verschiedenen Anwesenden standen um den runden Tisch her.

In dem Augenblicke, als sie sich auf die Aufforderung des Notars setzen wollten, sagte Samuel, indem er auf das schwarze Buch zeigte:

„Es ist mir geboten, dieses Buch, dieses Verzeichniß, hierher zu legen; es ist verschlossen; nachdem das Testament verlesen ist, werde ich Ihnen den Schlüssel übergeben."

„Diese Maßregel steht allerdings in der Bemerkung bei dem Testamente da angeführt," sagte Dumesnil, „das im Jahre 1682 bei Thomas Le Semelier, königlichem Rathe und Notar bei dem Châtelet von Paris, damals wohnhaft Königsplatz Nr. 13, niedergelegt wurde."

Und Dumesnil nahm aus einem Portefeuille von rothem Maroquin ein großes Packet von Pergament, das mit der Zeit vergelbt war; an diesem Umschlage befand sich an einem seidenen Faden jene Bemerkung ebenfalls auf Pergament.

„Meine Herren," sagte der Notar, „wenn Sie Platz nehmen wollen, so werde ich die hier beigefügte Bemerkung lesen, welche die Formalitäten bestimmt, die bei der Eröffnung des Testamentes befolgt werden sollen."

Der Notar, Rodin, der Pater Aigrigny und Gabriel setzten sich.

Der junge Priester, welcher dem Kamine den Rücken zuwandte, konnte die beiden Portraits nicht sehen.

Samuel blieb trotz der Aufforderung des Notars hinter dem Stuhle des Letztern stehen, der las wie folgt:

„Am 13. Februar 1832 soll mein Testament in das „Haus No. 3. in der Straße St. François gebracht „werden.

„Punkt zehn Uhr wird die Thüre des rothen Saales „im Erdgeschosse meinen Erben geöffnet, die ohne Zweifel „längst in Paris angekommen sind, und Zeit gehabt „haben, ihre Verwandtschaft mit mir nachzuweisen.

„Sobald sie versammelt sind, wird mein Testament „vorgelesen und bei dem letzten Schlage der zwölften „Stunde die Erbschaft zu Gunsten derjenigen geschlossen, „welche nach meiner Empfehlung, die sich hoffentlich „anderthalb hundert Jahre hindurch in meiner Familie „fortgepflanzt hat, sich persönlich und nicht durch Bevoll„mächtigte am 13. Februar vor Mittag in der Straße „St. François eingefunden haben."

Nachdem der Notar diese Zeilen laut und deutlich vorgelesen hatte, hielt er einen Augenblick inne und sprach dann mit feierlicher Stimme:

„Da Herr Gabriel Franz Maria von Rennepont, Priester, durch notarielle Actenstücke seine Abstammung väterlicher Seits von dem Erblasser dargethan hat, und er bis diese Stunde der einzige Nachkomme der Familie Rennepont ist, welcher hier erschienen, so eröffne ich das

Testament in seiner Gegenwart, wie es vorgeschrieben worden ist."

Nach diesen Worten zog der Notar das Testament, welches unter den gesetzlichen Formalitäten von dem Gerichtspräsidenten bereits eröffnet war, aus dem Couvert.

Der Pater Aigrigny bog sich nach vorn und stützte sich auf den Tisch, da er einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken konnte. Gabriel schien die Vorlesung des Testamentes mit mehr Neugierde als Interesse zu erwarten. Rodin saß in einiger Entfernung vom Tische und hielt zwischen den Knien seinen Hut, in den er, halb zwischen den Falten eines blaucarrirten schmuzigen baumwollenen Taschentuches, seine Uhr gelegt hatte.

Die ganze Aufmerksamkeit des Socius theilte sich zwischen das geringste Geräusch, das sich draußen hören ließ, und die langsame Umdrehung der Zeiger seiner Uhr, deren Gang sein kleines gieriges Auge beschleunigen zu wollen schien, so groß war seine Ungeduld, die Mittagsstunde herankommen zu sehen.

Der Notar entfaltete das Pergamentblatt und las unter tiefer Stille:

„Dorf Villetaneuse, den 13. Febr. 1682.

„Ich werde durch den Tod der Schande der Galee„renstrafe mich entziehen, zu welcher mich die unver„söhnlichen Feinde meiner Familie als Abtrünnigen haben „verurtheilen lassen.

„Dann . . ist mir auch das Leben eine Last, seit mein „Sohn als Opfer eines geheimnißvollen Verbrechens „gefallen ist, im neunzehnten Jahre. Armer Heinrich! „Seine Mörder sind unbekannt — nein, nicht unbekannt, „wenn ich meinen Ahnungen glaube.

„Um mein Vermögen diesem Kinde zu erhalten, „schwur ich scheinbar den protestantischen Glauben ab, „und so lange der geliebte Sohn lebte, beobachtete ich „gewissenhaft den katholischen Schein . . Der Betrug „empörte mein Inneres, aber es geschah meines Soh„nes wegen.

„Nachdem man ihn mir gemordet hatte, wurde mir „dieser Zwang unerträglich; man beobachtete mich; ich „wurde angeklagt und als Abtrünniger verurtheilt; mein „Vermögen wurde eingezogen; mich selbst verurtheilte „man zu den Galeeren.

„Eine schreckliche Zeit! Armuth und Sclaverei! „Blutiger Despotismus und religiöse Unduldsamkeit! „Ach wie süß ist es, das Leben zu verlassen, so viele „Leiden, so viele Schmerzen nicht mehr zu sehen, — „ewige Ruhe zu finden! — Nach einigen Stunden werde „ich diese Ruhe genießen. Ich will sterben und deshalb „an diejenigen der Meinigen denken, die leben, oder viel„mehr an die, welche — in vielleicht bessern Zeiten leben „werden.

„Von dem so großen Vermögen ist mir eine Summe

„von 50,000 Thalern geblieben, die einem Freunde
„übergeben ist.

„Ich habe keinen Sohn mehr, aber zahlreiche Verwandte, die verbannt in Europa leben.

„Würde diese Summe von 50,000 Thalern unter
„die Meinigen vertheilt, so würde sie ihnen wenig nü-
„tzen. Ich verfüge deshalb anders darüber, und zwar
„nach dem weisen Rathe eines Mannes, den ich als
„das vollkommene Ebenbild Gottes auf der Erde ver-
„ehre, denn sein Verstand, seine Weisheit und seine
„Herzensgüte sind fast göttlich.

„Ich habe diesen Mann zweimal in meinem Leben
„gesehen, unter sehr traurigen Umständen; zweimal
„verdanke ich ihm meine Rettung, — einmal die Ret-
„tung der Seele, einmal die des Körpers.

„Ach, vielleicht hätte er auch mein armes Kind ge-
„rettet, aber er kam zu spät, zu spät.

„Ehe er mich verließ, wollte er mir den Gedanken
„an den Tod ausreden, denn er wußte Alles; aber seine
„Stimme vermochte es nicht; ich empfand zu heftigen
„Schmerz, zu große Sehnsucht, zu tiefe Entmuthigung.

„Als er sich überzeugt hatte, daß mein Entschluß
„zu sterben fest stehe, entschlüpfte ihm ein entsetzlich
„bitteres Wort, nach dem ich muthmaßete, er beneide
„mich um mein Schicksal, um meinen Tod.

„Ist er verurtheilt, zu leben?

„Ja.. wenn er es ohne Zweifel ist, um der Mensch-
„heit nützlich zu sein und beizustehen, so ist ihm doch
„das Leben eine Last, denn ich hörte ihn eines Tages
„mit einem Ausdrucke verzweiflungsvoller Ermattung, die
„ich nie vergessen habe, ausrufen: ach, das Leben —
„das Leben! Wer wird mich davon erlösen!

„Es ist ihm also eine schwere Last?

„Er reisete ab und nach seinen letzten Worten sah ich
„dem Tode froh entgegen. Mein Tod wird, Dank ihm!
„nicht unfruchtbar sein. Diese Zeilen, die jetzt ein
„Mann schreibt, welcher nach einigen Stunden zu le-
„ben aufgehört haben wird, werden vielleicht nach an-
„derthalbem Jahrhunderte Großes hervorrufen, ja Großes
„und Edeles, wenn meine Nachkommen meinen Willen
„treu erfüllen, denn ich wende mich so an meine Kindes-
„Kinder.

„Damit sie den letzten Wunsch verstehen und würdi-
„gen, den ich ausspreche, — den zu erfüllen ich Diejeni-
„gen bitte, die noch in dem Nichts ruhen, wohin ich
„zurückkehren will, müssen sie die Verfolger meiner
„Familie kennen, um im Stande zu sein, ihren Vorfah-
„ren auf eine edele Weise zu rächen.

Mein Großvater war katholisch und trat, weniger
„aus religiösem Eifer, als in Folge treulosen Rathes,
„wenn auch als Laie in eine Gesellschaft, deren Macht

„immer schrecklich und geheimnißvoll gewesen ist, in die „Gesellschaft Jesu.“ —

— Bei diesen Worten sahen der Pater Aigrigny, Rodin und Gabriel einander fast unwillkührlich an.

Der Notar, welcher diese Bewegung nicht bemerkt hatte, las weiter:

„Nach einigen Jahren, in denen er fortwährend die „unbedingteste Hingebung für diese Gesellschaft bewiesen „hatte, wurde er plötzlich durch entsetzliche Enthüllungen „über ihren geheimen Zweck und über die Mittel aufge„klärt, durch welche sie denselben zu erreichen versuchen.

„Es war im Jahre 1610, einen Monat vor der Er„mordung Heinrichs IV.

„Mein Großvater, der über das Geheimniß erschrak, „in dessen Besitz er unfreiwillig gekommen war und dessen „Bedeutung sich später durch den Tod des besten Königs „vervollständigte, brach nicht nur mit den Jesuiten, son„dern wandte sich sogar, gleich als hätte er den ganzen „Katholicismus für mitschuldig an den Verbrechen jener „Gesellschaft und dafür verantwortlich gehalten, von dem „römisch-katholischen Glauben ab, in dem er bis dahin „gelebt hatte, und wurde Protestant.

„Unwiderlegliche Beweise, welche das Einverständ„niß zweier Mitglieder der Gesellschaft mit Ravaillac „bewiesen, ein Einverständniß, das auch bei dem Ver-

„brechen des Jean Châtel, des Königsmörders, vorlag, „befanden sich in den Händen meines Großvaters.

„Das war die erste Ursache des erbitterten Hasses „jener Gesellschaft gegen unsere Familie. Diese Papiere „sind, Gott sei Dank! in Sicherheit gebracht worden; „mein Vater übergab sie mir, und wenn mein letzter „Wille erfüllt wird, so findet man diese mit A. M. C. „D. G. bezeichneten Papiere in dem Ebenholzkästchen in „dem Trauersaale des Hauses in der Straße St. Fran„çois.

„Mein Vater war ebenfalls geheimen Verfolgungen „ausgesetzt; sein Verderben, sein Tod wäre vielleicht „die Folge davon gewesen ohne eine engelgleiche Frau, „die er fast göttlich verehrte.

„Das Portrait dieser Frau, die ich vor einigen Jah„ren wiedergesehen habe, wie das des Mannes, dem ich „tiefe Verehrung widme, wurden von mir aus der Er„innerung gemalt, und befinden sich in dem rothen „Saale des Hauses in der Straße St. François. Beide „werden hoffentlich für die Nachkommen meiner Familie „der Gegenstand einer dankbaren Verehrung sein.“

Gabriel war seit einigen Augenblicken immer aufmerksamer auf das Testament geworden; er dachte daran, daß seltsamer Weise vor zwei Jahrhunderten einer seiner Vorfahren mit der Gesellschaft Jesu gebrochen, wie

er selbst seit einer Stunde gethan hatte, und daß, wie dieser Bruch vor zweihundert Jahren geschehen, auch der Haß dieser Gesellschaft seitdem seine Familie verfolgt habe.

Der junge Priester fand es nicht minder seltsam, daß die Erbschaft, welche ihm nach hundert und funfzig Jahren von einem seiner Verwandten, einem Opfer der Gesellschaft Jesu, zufalle, in Folge seiner freiwilligen Abtretung gerade an diese Gesellschaft komme.

Als der Notar die Stelle über die beiden Portraits gelesen hatte, sahen sich Gabriel und Aigrigny, die beide mit dem Rücken gegen das Kamin saßen, nach denselben um.

Kaum hatte der Missionair das Portrait der Frau erblickt, als er einen lauten Schrei der Verwunderung, fast des Entsetzens ausstieß.

Der Notar hörte sogleich zu lesen auf, indem er den jungen Priester besorgt ansah.

Achtes Kapitel.

Der letzte Schlag der Mittagsstunde.

Der Notar hatte auf den Schrei Gabriels die Vorlesung des Testamentes unterbrochen und der Pater Aigrigny war schnell zu dem jungen Priester getreten.

Dieser stand zitternd da und betrachtete das Portrait der Frau mit wachsender Verwunderung. Dann sagte er leise, als ob er mit sich selbst spräche:

„Mein Gott! Ist es möglich, daß der Zufall eine solche Aehnlichkeit herbeiführt? Diese so stolzen und doch so traurigen Augen sind die ihrigen, — und diese Stirn, diese Blässe! Ja, es sind ihre Züge, alle ihre Züge!"

„Mein lieber Sohn, was ist Ihnen?" fragte der Pater Aigrigny, der eben so erstaunt war, als Samuel und der Notar.

„Vor acht Monaten," fuhr der Missionair mit tief bewegter Stimme fort, ohne die Augen von dem Gemälde abzuwenden, „war ich in der Gewalt der Indianer . . in dem Felsengebirge. Man hatte mich an's Kreuz geschlagen, und fing an, mich zu scalpiren; ich war dem Tode nahe, als die göttliche Vorsehung mir eine unerwartete Hilfe sandte . . Ja . . diese Frau hat mich gerettet."

„Diese Frau!“ riefen Samuel, der Pater Aigrigny und der Notar gleichzeitig aus.

Nur Rodin schien auf die Episode mit dem Portrait nicht zu achten; sein Gesicht war durch unwillige Ungeduld verzerrt und er kaute heftig an den Nägeln, während er ängstlich auf die langsam fortrückenden Weiser an der Uhr blickte.

„Welche Frau hat Ihnen das Leben gerettet?“ fragte der Pater Aigrigny nochmals.

„Diese Frau da,“ antwortete Gabriel noch leiser und fast ängstlich; „diese Frau oder vielmehr eine Frau, die ihr so ähnlich, daß, wenn dieses Bild nicht seit anderthalb Jahrhunderten hier hinge, ich glauben würde, es sei nach ihr gemalt; denn ich kann mir nicht erklären, wie eine so auffallende Aehnlichkeit die Wirkung des Zufalls sein kann . . Doch,“ setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, indem er tief seufzete, „die Geheimnisse der Natur und der Wille Gottes sind unerforschlich.“

Gabriel sank erschöpft auf den Stuhl in tiefer Stille, welche der Pater Aigrigny mit den Worten unterbrach:

„Es ist eine außerordentliche Aehnlichkeit und nichts weiter, mein lieber Sohn, und die sehr natürliche Dankbarkeit, die Sie für Ihre Befreierin empfinden, giebt diesem seltsamen Naturspiele ein großes Interesse für Sie.“

Rodin, der seine Ungeduld nicht länger beherr=

schen konnte, sagte zu dem Notar, neben welchem er saß:

„Dieser kleine Roman scheint doch dem Testamente völlig fremd zu sein.“

„Sie haben Recht,“ antwortete der Notar, indem er sich wieder setzte, „aber die Sache ist doch so außerordentlich, so romanhaft, wie Sie sich ausdrücken, daß man das große Erstaunen des Herrn theilen muß . .“ Er deutete dabei auf Gabriel, der den Arm auf die Stuhllehne, die Stirn auf die Hand stützte und in seine Gedanken ganz versunken zu sein schien.

Der Notar las in dem Testamente weiter:

„Das waren die Verfolgungen, denen meine Familie von Seiten der Gesellschaft Jesu sich ausgesetzt „sah.

„Diese Gesellschaft besitzt jetzt meine Güter, die con„fiscirt wurden . . Ich werde sterben . . Möge ihr Haß „mit meinem Tode enden und mein Geschlecht verscho„nen, dessen Schicksal in diesem feierlichen Augenblicke „mein einziger und letzter Gedanke ist.

„Diesen Morgen ließ ich einen Mann von längst er„probter Rechtlichkeit, Isaak Samuel, zu mir kommen. „Er verdankt mir das Leben und jeden Tag wünsche ich „mir Glück, der Welt einen so rechtlichen, so vortrefflichen „Menschen erhalten zu haben.

„Vor der Confiscation meines Vermögens hat Isaak

„Samuel dasselbe immer mit eben so viel Klugheit als „Ehrlichkeit verwaltet. Ihm vertrauete ich die funfzig- „tausend Thaler an, die ein treuer Bewahrer mir zurück- „gegeben hat.

„Isaak Samuel und nach ihm seine Nachkommen, „denen er diese Pflicht der Dankbarkeit übertragen wird, „werden diese Summe werben lassen bis nach Ablauf „des hundertundfunfzigsten Jahres von heute an.

„Diese so verwaltete und verwahrte Summe kann „außerordentlich groß, ein königliches Vermögen wer- „den, wenn die Ereignisse der Verwaltung nicht entge- „gen sind.

„Mögen nun meine Nachkommen meine Wünsche in „Bezug auf die Vertheilung und Verwendung dieser „ungeheuern Summe beachten!

„Es geschehen in einem Zeitraume von hundert und „funfzig Jahren nothwendig so viele Ereignisse und „Wechselfälle unter den auf einander folgenden Genera- „tionen einer Familie, daß nach jenen hundert und „funfzig Jahren meine Nachkommen wahrscheinlich den „verschiedenen Classen der Gesellschaft angehören und so „die verschiedenen socialen Elemente ihrer Zeit bilden.

„Vielleicht giebt es unter ihnen Männer von großem „Verstande oder von großem Muthe oder von großer „Tugend, vielleicht Gelehrte, in dem Kriege oder in „den Künsten berühmte Namen, vielleicht auch unbe-

„kannte Handwerker und bescheidene Bürger, vielleicht, „ach, leider! auch große Verbrecher . .

„Wie dem nun auch sein mag, mein innigster, „heißester Wunsch besteht darin, daß meine Nachkommen „einander sich wieder nähern und meine Familie durch „eine innige, aufrichtige Vereinigung von neuem bilden, „indem sie unter einander die göttlichen Worte des Erlö„sers üben: liebet Euch untereinander.

„Diese Vereinigung würde ein heilsames Beispiel „geben, denn es scheint mir, als müsse aus der Ver„einigung, aus der Verbindung der Menschen das „zukünftige Glück der Menschheit hervorgehen.

„Die Gesellschaft, welche seit so langer Zeit meine „Familie verfolgt hat, ist eins der auffallendsten Bei„spiele der Allmacht der Verbindung, selbst wenn sie „zum Bösen angewendet wird.

„Es liegt etwas so Befruchtendes, so Göttliches in „diesem Grundsatz, daß er selbst die schlechtesten und „gefährlichsten Verbindungen zuweilen zum Guten nö„thiget.

„So haben die Missionen wenige, aber reine und „milde Lichtstrahlen über die finstere Gesellschaft Jesu ver„breitet, obgleich dieselbe zu dem schändlichen und gott„losen Zwecke gestiftet wurde, durch eine menschenmör„derische Erziehung jeden Willen, jeden Gedanken, jede „Freiheit, jeden Verstand bei den Völkern zu unterdrü-

„cken, um dieselben dann zitternd, abergläubisch, ver=
„thiert und waffenlos dem Despotismus der Könige zu
„übergeben, welche die Gesellschaft wiederum durch die
„Beichtväter beherrscht.“

Bei dieser Stelle wurde wiederum ein seltsamer Blick zwischen Gabriel und dem Pater Aigrigny gewechselt.

Der Notar fuhr fort:

„Wenn eine verderbliche Gesellschaft, die auf die
„menschliche Erniedrigung, auf die Furcht und den Des=
„potismus gegründet ist und von dem Fluche der Völker
„verfolgt wird, sich Jahrhunderte hindurch erhielt und
„durch die List und durch den Schrecken oft die
„Welt beherrschte, was könnte eine Verbindung lei=
„sten, die, aus der Bruderliebe hervorgegangen, den
„Zweck hätte, den Mann und das Weib von aller
„entwürdigenden Knechtschaft zu befreien, dem Glücke
„hienieden; diejenigen zu übergeben, welche von dem
„Leben nur die Noth und die Schmerzen gekannt haben,
„die nährende Arbeit zu adeln und zu bereichern, die
„aufzuklären, welche durch Unwissenheit niedergedrückt
„werden, die freie Entfaltung aller Gefühle zu begün=
„stigen, die Gott in seiner unendlichen Weisheit und
„unerschöpflichen Güte dem Menschen als eben so viele
„gewaltige Hebel gegeben hat, — Alles zu heiligen, was
„von Gott kommt, die Liebe wie das Muttergefühl, die
„Kraft wie den Verstand, die Schönheit wie das Genie,

„— und endlich die Menschen wahrhaft religiös und „dankbar gegen den Schöpfer dadurch zu machen, daß „man sie die Herrlichkeit der Natur kennen lehrt und „ihnen den verdienten Theil an den Freuden giebt, mit „denen sie uns überschüttet!

„Ach, wenn doch der Himmel wollte, daß nach an= „derthalbem Jahrhunderte die Nachkommen meiner Fa= „milie, treu dem letzten Willen eines die Menschheit lie= „benden Herzens, sich zu einem so heiligen Bunde ver= „einigten!

„Wenn doch der Himmel wollte, daß sich unter ih= „nen milde Seelen fänden, die voll theilnehmenden Er= „barmens mit den Leidenden sind, hohe Geister, welche „die Freiheit lieben, beredte warme Herzen, entschlossene „Charaktere, Frauen, welche Schönheit, Geist und Her= „zensgüte vereinigen! Wie fruchtbringend und mäch= „tig würde die harmonische Vereinigung aller dieser „Ideen, aller dieser Kräfte, aller dieser Anziehungsmit= „tel werden, wenn sie sich um dieses königliche Vermö= „gen sammelten, das die bewundernswürdigsten — „Träume verwirklichen könnte!

„Welch bewundernswürdiger Heerd edeler und frucht= „barer Gedanken! Welche heilsamen und belebenden „Strahlen würden sich von diesem Mittelpunkte der „Milde, der Emancipation und der Liebe verbreiten!

„Wie Großes könnte versucht, welch herrliches Bei-
„spiel der Welt gegeben werden! Welch' göttliches Apo-
„stelamt! Welch' unwiderstehlichen Antrieb zum Gu-
„ten könnte der ganzen Menschheit eine so gruppirte Fa-
„milie geben, welche solche Mittel zu ihrer Verfügung
„hat!

„Dann würde auch dieser Bund zum Guten im
„Stande sein, jene verderbliche Gesellschaft zu bekäm-
„pfen, deren Opfer ich bin und die vielleicht nach hun-
„dert und funfzig Jahren noch immer nichts von ihrem
„Einflusse verloren hat.

„Dann könnten die Meinigen diesem Werke der Fin-
„sterniß, des Druckes und des Despotismus, das auf der
„christlichen Welt lastet, ein Werk des Lichtes, der freien
„Entfaltung und der Freiheit entgegenstellen.

„Der Geist des Guten und der Geist des Bösen
„würden einander gegenüber stehen.

„Der Kampf würde beginnen und Gott die Gerech-
„ten beschützen . .

„Damit nun die unermeßlichen Geldmittel, welche
„meiner Familie so große Macht gegeben, nicht erschöpft
„werden und sich alle Jahre erneuern, würden meine
„Erben, wenn sie meinem Willen nachkommen, unter
„denselben Bedingungen der allmäligen Aufsammlung,
„das Doppelte der Summe anlegen, die ich angelegt
„habe . . Welche neue Quelle von Macht und Wirksam-

„keit für ihre Nachkommen hundert und funfzig Jahre
„nach ihnen! Welche Dauer im Guten!

„Man wird übrigens in dem großen Geräthe von „Ebenholz in dem Trauersaale einige Gedanken über diesen Bund finden.

„Das ist mein letzter Wille oder vielmehr meine letzte „Hoffnung.

„Wenn ich unbedingt verlange, daß meine Nachkommen am Tage der Eröffnung meines Testamentes sich „persönlich einfinden, so habe ich dabei die Absicht, „daß sie, in diesem feierlichen Augenblicke versammelt, einander sehen und kennen lernen; vielleicht machen dann „meine Worte auf sie Eindruck; sie vereinigen sich vielleicht, statt getrennt zu leben; ihr Interesse wird dabei „gewinnen und mein Wille erfüllt werden.

— — — — — — — — —

„Als ich vor einigen Tagen denen meiner Familie, „welche die Verbannung in Europa zerstreut hat, eine „Medaille sandte, auf welcher der Tag und das Jahr der „Zusammenkunft meiner Erben bezeichnet sind, mußte „ich den wirklichen Zweck geheim halten, und konnte blos „sagen, daß meine Nachkommen ein großes Interesse hätten, bei dieser Zusammenkunft sich einzufinden.

„Ich handelte so, weil ich die List und die Ausdauer der Gesellschaft kenne, deren Opfer ich bin; wenn „sie erfahren könnte, daß um diese Zeit meine Nachkom-

„men sich in unermeßliche Summen theilen sollten, wür-
„den große Betrügereien, vielleicht große Gefahren meine
„Familie bedroht haben, denn in der Gesellschaft Jesu
„würden sich von Jahrhundert zu Jahrhundert Empfeh-
„lungen und Befehle in Bezug darauf fortpflanzen.

„Möge diese Vorsicht wirksam sein! Möge mein
„Wunsch, der auf der Medaille ausgedrückt ist, von Ge-
„schlecht zu Geschlecht treu fortgepflanzt werden!

„Wenn ich den Tag und die Stunde festsetzte, in
„welchen meine Hinterlassenschaft unwiderruflich zu
„Gunsten derer meiner Nachkommen geschlossen werden
„soll, die sich persönlich in der Straße St. François am
„13. Februar 1832 vor der Mittagsstunde eingefunden
„haben, so geschieht es blos, weil eben ein bestimmtes
„Ziel gesetzt sein muß, und meine Erben seit so vielen
„Jahren genügend vorbereitet sind, bei dieser Zusam-
„menkunft nicht auszubleiben.

„Nach dem Vorlesen meines Testamentes wird der
„Mann, welcher Inhaber des Vermögens ist, den Be-
„trag desselben angeben, damit mit dem letzten Schlage
„der Mittagsstunde diese Summen unter meine anwe-
„senden Erben vertheilt werden können.

„Dann öffne man die Zimmer des Hauses. Man
„wird darin Dinge finden, die ihre Theilnahme, ihr Mit-
„leiden, ihre Achtung verdienen, namentlich in dem
„Trauersaale. .

„Ich wünsche, daß dieses Haus nicht verkauft werde, „daß es so meublirt bleibe, und daß es als Zusammenkunftsort für meine Nachkommen diene, wenn sie, wie „ich hoffe, meine letzte Bitte erhören.

„Wenn sie sich dagegen trennen; wenn sie, statt sich „zu vereinigen, um eine der edelsten Unternehmungen zu „beginnen, die jemals ein Jahrhundert bezeichnet haben, „selbstsüchtigen Leidenschaften nachgeben; wenn sie die „unfruchtbare Individualität der fruchtbaren Association „vorziehen; wenn sie in diesem unermeßlichen Vermögen nichts als ein Mittel zu frivoler Verschwendung „oder geiziger Aufhäufung sehen, — so sollen sie verflucht werden von Allen, die sie hätten lieben, unterstützen und frei machen können; so soll dieses Haus niedergerissen und der Erde gleich gemacht, so sollen alle „Papiere, deren Verzeichniß Isaak Samuel hinterlassen „haben wird, so wie die beiden Portraits im rothen „Saale von dem Aufseher meiner Wohnung verbrannt „werden.

„Nun ist meine Pflicht erfüllt.

„In allem diesem bin ich dem Rathe des Mannes „gefolgt, den ich als das wahre Ebenbild Gottes auf „Erden liebe und verehre.

„Der treue Freund, der mir die funfzigtausend Thaler, die Trümmer meines Vermögens, übergeben hat, „kennt allein die Verwendung, zu der ich sie bestimme;

„seiner so sichern Freundschaft konnte ich diesen Beweis
„von Vertrauen nicht verweigern; aber auch ihm mußte
„ich den Namen Isaak Samuels verschweigen, weil ich
„diesen, und besonders seine Nachkommen außerdem
„großen Gefahren ausgesetzt haben würde.

„Eben jetzt wird dieser Freund, der nicht weiß, daß
„mein Vorsatz, aus dem Leben zu gehen, erfüllt werden
„soll, mit meinem Notar hierher kommen; in ihre Hände
„werde ich nach den gebräuchlichen Förmlichkeiten die-
„ses Testament versiegelt niederlegen.

„Das ist mein letzter Wille, dessen Ausführung ich
„unter die Obhut Gottes stelle. Gott kann diese Wün-
„sche der Liebe, des Friedens, der Vereinigung und der
„Freiheit nur schützen.

„Dieses Testament ist freiwillig von mir entworfen,
„ganz von meiner Hand geschrieben und ich will und
„verlange, daß es genau seinem Geiste und Buchstaben
„nach ausgeführt werde.

„Geschrieben am 13. Febr. 1682.

„Marius von Rennepont."

Je weiter der Notar in dem Vorlesen des Testaments gekommen war, von um so schmerzlichern und verschiedenern Gefühlen war Gabriel bestürmt worden.

Anfangs war es ihm, wie wir erwähnten, seltsam vorgekommen, daß das ungeheure Vermögen, welches

von einem Opfer der Gesellschaft herrühre, in Folge der Schenkung, welche er eben erneuert hatte, gerade dieser Gesellschaft zufallen sollte.

Dann erkannten sein hoher Geist und sein mildes Herz alsbald, welche bewundernswürdige Wirksamkeit der edele Familienbund hätte äußern können, der von Marius von Rennepont so dringend empfohlen wurde, und er dachte mit tiefem Schmerze daran, daß in Folge seiner eigenen Entsagung und bei dem Mangel jedes andern Erben dieser große Gedanke unausführbar sei und das Vermögen, das weit bedeutender zu sein schien, als er erwartet hatte, in die Hände einer verderblichen Gesellschaft falle, die sich desselben als schrecklichen Wirkungsmittels bedienen könne.

Aber die Seele Gabriels war so schön, so rein, daß er nicht das geringste persönliche Bedauern empfand, als er erfuhr, daß das Vermögen, dem er entsagt hatte, so bedeutend sein konnte; er wendete vielmehr, als es ihm bekannt wurde, daß er beinahe so reich geworden, seine Gedanken dem bescheidenen Pfarrhause zu, wo er bald in der Ausübung der heiligsten evangelischen Tugenden zu leben hoffte.

Diese Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe. Der Anblick des Frauen-Portraits, die schauerlichen Enthüllungen des Testamentes, die großartigen Ansichten, welche sich in dem letzten Willen des Herrn von Rennepont

herausstellten, alle diese ungewöhnlichen Vorfälle versetzten Gabriel in eine Art Staunen, aus dem er sich noch nicht emporgerissen hatte, als Samuel dem Notar den Schlüssel zu dem Buche reichte und sagte:

„Sie werden in diesem Buche den gegenwärtigen Betrag der Summen finden, die ich in Händen habe, und zu denen sich die 150,000 Frcs. vermehrten, die Herr Marius von Rennepont meinem Großvater übergab.

„Ihrem Großvater!" rief der Pater von Aigrigny in der höchsten Verwunderung aus; „Ihre Familie also hat das Geld verwaltet?"

„Ja, und meine Frau wird sogleich den Kasten herbringen, welcher die Papiere enthält."

„Und wie hoch beläuft sich die Summe?" fragte Rodin so gleichgültig als möglich.

„Wie der Herr Notar sich aus dem Buche überzeugen kann," antwortete Samuel ruhig und als handele es sich blos um die ursprünglichen 150,000 Frcs., „habe ich in Casse in coursfähigen Papieren die Summe von zweihundert und zwölf Millionen hundert und . ."

„Was sagen Sie?" unterbrach der Pater von Aigrigny Samuel, denn an den Hunderttausenden lag ihm wenig.

„Ja die Summe, die Zahl!" setzte Rodin mit bebender Stimme hinzu, und er verlor, vielleicht zum er-

stenmale in seinem Leben, die kaltblütige Ruhe, „die Zahl! die Zahl!“

„Ich sage,“ wiederholte der alte Mann, „daß ich zwei hundert und zwölf Millionen hundert und fünfundsiebenzig tausend Frcs. in Papieren in Casse habe, wie Sie sich selbst überzeugen werden, Herr Notar, denn da bringt sie eben meine Frau.“

In diesem Augenblicke trat wirklich Bathseba mit dem Kästchen von Cedernholz herein, in welchem sich die Valuten befanden, stellte es auf den Tisch und entfernte sich wieder, nachdem sie einen zärtlichen Blick mit Samuel gewechselt hatte.

Als dieser die ungeheuere Summe genannt hatte, folgte seinen Worten die tiefste Stille, denn Alle, Samuel ausgenommen, glaubten zu träumen.

Der Pater Aigrigny und Rodin rechneten auf vierzig Millionen und nun war diese schon ungeheuere Summe verfünffacht.

Gabriel hatte, als er den Notar die Stelle des Testaments lesen hörte, wo von einem königlichen Vermögen die Rede war, dieses Vermögen auf drei oder vier Millionen geschätzt. Die ungeheuere Summe, die er nennen hörte, betäubte ihn, und trotz seiner bewundernswürdigen Uneigennützigkeit und gewissenhaften Rechtlichkeit ergriff ihn eine Art Schwindel, als er bedachte, daß

dieses unermeßliche Vermögen ihm, ihm allein hätte angehören können.

Der Notar, der fast eben so erstaunt war wie er, prüfte den Cassenbestand, und schien kaum seinen Augen trauen zu können.

Der Jude schwieg ebenfalls, aus Schmerz darüber, daß kein anderer Erbe erschien.

Mitten in der tiefen Stille begann die Uhr im Nebenzimmer langsam die zwölfte Stunde zu schlagen.

Samuel erbebte . . und seufzete tief. — Noch einige Secunden und die Frist war abgelaufen.

Rodin, der Pater Aigrigny, Gabriel und der Notar waren so gewaltig ergriffen, daß keiner von ihnen beachtete, wie seltsam es war, jene Uhr schlagen zu hören.

„Mittag!“ rief Rodin und legte, mit einer unwillkührlichen Bewegung, rasch seine beiden Hände auf das Kästchen, wie um Besitz davon zu nehmen.

„Endlich!“ rief Aigrigny mit einem unmöglich zu beschreibenden Ausdrucke von Freude und Triumph; dann setzte er hinzu, indem er sich in die Arme Gabriels warf, den er in Begeisterung küßte:

„Ach, mein lieber Sohn . . Wie werden die Armen Sie segnen! Sie sind ein heiliger Vincenz von Paula . . Sie werden canonisirt werden, . . ich schwöre es Ihnen zu.“

„Danken wir vor Allem der Vorsehung,“ sagte Ro-

din in tief bewegtem ernsten Tone, indem er auf die Knie sank, „danken wir der Vorsehung, daß so große Summen zu größerm Ruhme des Herrn verwendet werden können.“

Der Pater Aigrigny nahm Gabriel, nachdem er denselben umarmt hatte, an der Hand und sagte zu ihm:

„Rodin hat Recht . . Auf die Knie, mein Sohn, daß wir der Vorsehung danken.“

Bei diesen Worten kniete Aigrigny nieder und zog Gabriel mit hinab, der, betäubt, verlegen, unwillkührlich niederkniete.

Der letzte Schlag der Mittagsstunde erklang.

Alle standen wieder auf und der Notar sprach mit leicht bewegter Stimme, denn es lag etwas Außerordentliches und Feierliches in dieser Scene:

„Da kein anderer Erbe des Herrn Marius von Rennepont vor Mittag erschienen ist, so vollziehe ich den Willen des Testators, indem ich im Namen der Gerechtigkeit und des Gesetzes den hier anwesenden Herrn Franz Maria Gabriel von Rennepont für den einzigen und alleinigen Erben und Besitzer des Vermögens, der beweglichen und unbeweglichen Güter und Werthe aller Art aus dem Nachlasse des Testators erkläre, welche Güter der Herr Gabriel von Rennepont, Priester, freiwillig und aus eigenem Antriebe durch Notariatsacte an Herrn Friedrich von Bordeville, Marquis

von Aigrigny, Priester, überlassen hat, der sie, durch dieselbe Acte, angenommen hat, und nun rechtmäßiger Besitzer ist statt des genannten Gabriel von Rennepont in Folge der Schenkung unter Lebenden, welche diesen Vormittag von mir aufgesetzt nnd von Gabriel von Rennepont und Friedrich von Aigrigny, beide Priester, unterzeichnet worden ist.''

In diesem Augenblicke hörte man im Garten ein Geräusch von Stimmen.

Bathseba kam eilig herein und sagte zu ihrem Manne mit bewegter Stimme:

,,Samuel . . ein Soldat . . er will . .''

Bathseba konnte nicht weiter sprechen.

An der Thüre des rothen Saales erschien Dagobert.

Der Soldat sah entsetzlich bleich aus; er schien fast ohnmächtig zu sein, trug den linken Arm in der Binde und stützte sich auf Agricol.

Bei dem Anblicke Dagoberts rötheten sich plötzlich die schlaffen, bleichen Augenlider Rodins, als ob sein ganzes Blut sich nach dem Kopfe gedrängt hätte . .

Dann stürzte sich der Socius mit einer so zornigen und gierigen Bewegung auf das Kästchen, daß man hätte sagen können, er sei entschlossen gewesen, dasselbe mit seinem Körper zu decken und mit Gefahr seines Lebens zu vertheidigen.

Neuntes Kapitel.

Die Schenkung unter Lebenden.

Der Pater Aigrigny erkannte Dagobert nicht und hatte Agricol nie gesehen; deshalb begriff er den zornigen Schrecken Rodins nicht sogleich, wohl aber dann, als er Gabriel einen Freudenschrei ausstoßen hörte und dem Schmiede mit den Worten in die Arme sinken sah:

„Du, mein Bruder? Und Sie, mein zweiter Vater? Ach, Gott sendet Euch.“

Nachdem Dagobert Gabriel die Hand gedrückt hatte, trat er rasch, wenn auch mit etwas unsichern Schritten, an den Pater Aigrigny, der, stark durch die erworbenen Rechte, und seit Mittag Eigenthümer des Hauses, einen Schritt zurücktrat, als er das drohende Gesicht des Soldaten erblickte, und gebieterisch zu dem Veteranen sagte:

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“

Statt ihm zu antworten, that der Soldat noch einige Schritte, dann blieb er gerade vor Aigrigny stehen, betrachtete ihn eine Secunde lang mit einer so entsetzlichen Mischung von Neugierde, Verachtung, Abscheu und Kühnheit, daß der ehemalige Husarenoberst einen Augenblick vor dem bleichen Gesicht und dem funkelnden Blicke die Augen niederschlug.

Der Notar und Samuel standen vor Verwunderung als stumme Zeugen des Auftrittes da, während Agricol und Gabriel mit ängstlicher Spannung allen Bewegungen Dagoberts folgten.

Rodin that, als stütze er sich auf das Kästchen, um dasselbe mit seinem Körper decken zu können.

Der Pater Aigrigny kämpfte endlich die Verlegenheit nieder, in welche ihn der unbeugsame Blick des Soldaten versetzte, richtete den Kopf empor und wiederholte:

„Ich frage Sie, wer Sie sind und was Sie wollen.“

„Kennen Sie mich nicht?“ fragte Dagobert, der kaum sich beherrschen konnte.

„Nein.“

„Nun freilich,“ fuhr der Soldat in tiefster Verachtung fort, „Sie schlugen vor Scham die Augen nieder, als bei Leipzig, wo Sie mit den Russen gegen die Franzosen fochten, der von Wunden bedeckte General Simon Ihnen antwortete, als Sie seinen Degen ihm abforderten: „einem Verräther übergebe ich meinen Degen nicht,“ und er schleppte sich zu einem russischen Grenadier, dem er ihn übergab . . Neben dem General Simon befand sich ein auch verwundeter Soldat, und dieser Soldat war ich . .“

„Was wollen Sie?“ fragte Aigrigny, der mit Mühe an sich hielt.

„Ihnen die Maske vom Gesicht reißen. Sie sind ein

eben so niederträchtiger, von Allen verfluchter Priester, wie Gabriel da ein bewunderswürdiger, von Allen gesegneter ist."

„Herr . . !" rief der Marquis, der blaß vor Zorn wurde.

„Ich sage Ihnen, daß Sie ein Niederträchtiger sind," fuhr der Soldat heftiger fort . . „Sie haben sich der schändlichsten Mittel bedient, um die Töchter des Marschalls Simon, Gabriel und Fräulein von Cardoville um ihr Erbe zu bringen . ."

„Was sagen Sie?" rief Gabriel aus; . . „die Töchter des Marschalls Simon . .?"

„Sind Deine Verwandten, mein braver Sohn, wie das würdige Fräulein von Cardoville, die Wohlthäterin Agricols. Dieser Pfaffe" — und er zeigte auf den Pater Aigrigny, „hat die Eine als verrückt in einem Irrenhause einsperren und die Waisen in einem Kloster zurückhalten lassen . . Dich, mein Sohn, hoffte ich nicht hier zu sehen, weil ich glaubte, man würde Dich wie die Andern verhindert haben, Dich heute hier einzufinden; aber Gott sei Dank, Du bist da und ich komme zu rechter Zeit; ich konnte meiner Wunde wegen nicht früher kommen . . Ich habe so viel Blut verloren, daß ich den ganzen Morgen über Ohnmachten hatte . ."

„Ach," fiel Gabriel ängstlich ein, „ich hatte Ihren Arm in der Binde nicht bemerkt . . Woher diese Wunde?"

Auf einen Wink Agricols fuhr Dagobert fort:

„Es ist nichts, . . die Folge eines Falles . . Ich bin da und viele Schändlichkeiten werden nun an den Tag kommen.“

Unmöglich läßt sich die Neugierde, die Angst, die Ueberraschung und Furcht der Anwesenden beschreiben, als sie die drohenden Worte Dagoberts hörten.

Am niedergeschlagensten war Gabriel. Sein engelgleiches Gesicht war ganz verstört und seine Knie zitterten. Die Entdeckung, daß es außer ihm noch andere Erben gebe, hatte ihn wie ein Blitzstrahl getroffen, so daß er mehrere Minuten lang kein Wort sprechen konnte; endlich rief er in herzzerreißenden Tönen aus:

„Und ich — ach Gott! — ich bin die Ursache der Beraubung dieser Familie!“

„Du, Bruder?“ fragte Agricol.

„Hat man Dich nicht auch berauben wollen?“ setzte Dagobert hinzu.

„Das Testament,“ fuhr Gabriel mit steigender Angst fort, „lautete, daß die Erbschaft denen der Erben gehören sollte, die vor der Mittagsstunde erschienen . .“

„Nun?“ fiel Dagobert, über die Unruhe des jungen Priesters erschrocken, ein.

„Die Mittagsstunde hat geschlagen,“ fuhr dieser fort. „Ich allein von der Familie war da; versteht Ihr

mich nun? Die Frist ist verstrichen, .. die Erben sind durch mich um den Besitz gebracht.''

,,Durch Dich!'' rief Dagobert, vor Freude stammelnd, aus, .. ,,durch Dich, mein Sohn; so ist Alles gerettet.''

,,Ja, aber ..''

,,Alles ist gerettet!'' wiederholte Dagobert, indem er freudestrahlend Gabriel unterbrach; ,,Du wirst mit den Andern theilen; ich kenne Dich.''

,,Ich habe Alles auf unwiderrufliche Weise abgetreten!'' rief Gabriel in Verzweiflung aus.

,,Abgetreten — dieses Vermögen!'' wiederholte Dagobert wie versteinert; .. ,,an wen?''

,,An den Herrn ..'' sprach Gabriel, auf Aigrigny deutend.

,,An ihn!'' wiederholte Dagobert vernichtet, ,,an ihn, den Verräther, der immer der böse Geist dieser Familie gewesen ist!''

,,Aber, Bruder,'' fiel Agricol ein, ,,kanntest Du Deine Ansprüche auf diese Erbschaft nicht?''

,,Nein,'' antwortete der junge Priester in tiefster Trauer, ,,nein, ich hörte erst heute durch den Pater von Aigrigny davon, der, wie er sagt, auch erst kürzlich Kenntniß von meinen Ansprüchen aus den Familienpapieren erhalten hat, die früher bei mir gefunden

und durch unsere Mutter ihrem Beichtvater übergeben wurden."

Den Schmied schien plötzlich ein Gedanke zu erleuchten und er sprach:

„Jetzt begreife ich Alles; man wird aus diesen Papieren ersehen haben, daß Du einmal reich werden könntest; da interessirte man sich für Dich, und zog Dich in jene Schule, in welcher wir Dich nie sehen konnten; später verlockte man Dich durch unwürdige Lügen zu einem Berufe, den Du nicht gewählt haben würdest, um Dich zu nöthigen, Priester zu werden, und Dich dann zu veranlassen, diese Schenkung zu machen. Ach, Herr," wandte sich Agricol gegen den Pater Aigrigny, „mein Vater hat Recht, eine solche Intrigue ist niederträchtig."

Während dieses Auftrittes hatten der hochwürdige Pater und der Socius, die anfangs erschrocken und in ihrer Kühnheit erschüttert worden waren, allmälig ihre ganze Ruhe wieder gefunden.

Rodin, der sich noch immer auf das Kästchen stützte, hatte leise einige Worte zu Aigrigny gesagt, und als Agricol in Unwillen dem Letztern die niederträchtigen Intriguen vorwarf, senkte dieser demüthig das Haupt und antwortete bescheiden:

„Wir müssen die Schmähungen verzeihen und sie dem Herrn als Beweis unserer Demuth darbringen."

Dagobert, der durch das, was er erfahren, ganz

betäubt war, fühlte, daß er vielleicht den Verstand verliere; nach so vieler Angst und Mühe verließen ihn bei diesem letzten schrecklichen Schlage die Kräfte.

Die richtigen und verständigen Worte Agricols, zusammengehalten mit einigen Stellen im Testamente, klärten Gabriel plötzlich über den Zweck auf, den Aigrigny verfolgt hatte, als er zuerst seine Erziehung übernommen und ihn dann in die Gesellschaft Jesu verlockt. Zum erstenmale in seinem Leben konnte er mit einemmale alle Fäden der im Dunkel schleichenden Intrigue überblicken, deren Opfer er geworden; da erhielten denn der Unwille und die Verzweiflung das Uebergewicht über seine gewöhnliche Schüchternheit und er sprach mit funkelndem Auge, die Wangen von edelm Zorne geröthet, zu dem Pater Aigrigny:

„Als Sie mich in eine Ihrer Schulen brachten, geschah es also nicht aus Theilnahme oder Mitleiden, sondern blos in der Hoffnung, mich eines Tages dahin zu bringen, daß ich zu Gunsten Ihres Ordens meinem Antheile an dieser Erbschaft entsage . . Und es genügte Ihnen nicht, mich Ihrer Habsucht zu opfern, Sie mußten mich auch zum unfreiwilligen Werkzeuge einer unwürdigen Beraubung machen. Wenn es sich nur um mich und um meine Ansprüche auf diese Reichthümer handelte, nach denen Sie strebten, würde ich mich ganz ruhig ver=

halten; ich bin der Diener einer Religion, welche die Armuth geheiliget hat; das Geschenk, in das ich gewilliget habe, haben Sie erlangt und ich strebe nicht darnach, ich werde nie darnach streben; aber es handelt sich um Güter, die armen Waisen gehören, welche mein Pflegevater weit aus einem Orte der Verbannung gebracht hat, und sie will ich nicht berauben; es handelt sich um den letzten Willen eines Sterbenden, der in seiner warmen Menschenliebe seinen Nachkommen einen evangelischen Auftrag, einen bewunderswürdigen Auftrag des Fortschrittes, der Liebe, der Vereinigung, der Freiheit hinterlassen hat, und ich will nicht, daß dieser Auftrag im Keime erstickt werde. Nein, . . . nein, ich sage Ihnen, daß dieser Auftrag erfüllt werden wird, und sollte ich die Schenkung widerrufen."

Bei diesen Worten sahen der Pater Aigrigny und Rodin einander an und zuckten leicht die Achseln.

Auf einen Wink des Socius nahm der hochwürdige Pater mit unerschütterlicher Ruhe das Wort und sprach mit langsamer, salbungsvoller Stimme, immer mit niedergeschlagenen Augen:

„Es zeigen sich bei Gelegenheit der Hinterlassenschaft des Herrn von Rennepont mehrere scheinbar sehr verwickelte Vorfälle, mehrere scheinbar drohende Phantome; aber nichts ist einfacher und natürlicher als das. Wir wollen der Reihe nach gehen, die verleumderischen Be-

schuldigungen bei Seite lassen, und später darauf zurückkommen. Der Herr Abbé Gabriel von Rennepont — und ich bitte ihn demüthig, zu widersprechen, und meine Worte zu berichtigen, wenn ich mich im Geringsten von der strengsten Wahrheit entferne — der Herr Abbé Gabriel hat, um uns für die Pflege und Erziehung zu entschädigen, die er von der Gesellschaft empfangen, der ich die Ehre habe, anzugehören, mir, als Stellvertreter dieser Gesellschaft, freiwillig das Vermögen geschenkt, das ihm eines Tages zufallen könnte und dessen Betrag er eben so wenig kannte, als ich."

Der Pater Aigrigny sah Gabriel fragend an, gleichsam um ihn zum Zeugen der Wahrheit seiner Worte anzurufen.

„Das ist wahr," sprach der junge Priester, „ich habe das Geschenk freiwillig gegeben."

„Diesen Morgen, nach einer vertraulichen Besprechung, deren Gegenstand ich verschweige, da ich im voraus der Zustimmung des Herrn Abbé Gabriel gewiß bin . ."

„Allerdings," fiel Gabriel ein; „es kommt auf den Gegenstand dieses Gespräches nichts an."

„In Folge dieses Gespräches also äußerte der Herr Abbé Gabriel von neuem den Wunsch, diese Schenkung aufrecht zu erhalten . . ich sage nicht, zu meinen Gunsten, denn die irdischen Güter kümmern mich wenig, . .

sondern zu Gunsten heiliger milder Werke, deren Vermittlerin unsere Gesellschaft sein sollte. Ich berufe mich auf die Ehrlichkeit des Herrn Abbé Gabriel und bitte ihn, zu erklären, ob er sich — ja oder nein? — nicht blos durch den fürchterlichsten Eid, sondern auch durch eine vollkommen legale Acte, die Herr Dumesnil hier aufgesetzt, verpflichtet hat?"

„Es ist wahr," antwortete Gabriel.

„Die Schenkungsurkunde ist von mir aufgesetzt worden," fügte Dumesnil hinzu.

„Aber Gabriel überließ Ihnen blos, was ihm gehörte," fiel Dagobert ein. „Der brave Sohn konnte nicht muthmaßen, daß Sie sich seiner bedienten, um die Andern zu berauben."

„Erlauben Sie mir, auszureden," entgegnete Aigrigny artig, „Sie mögen dann antworten."

Dagobert konnte seine Ungeduld kaum beherrschen.

Der hochwürdige Pater fuhr fort:

„Der Herr Abbé Gabriel hat also durch den Schwur und durch eine Urkunde seine Schenkung bestätiget; ja," setzte der Pater Aigrigny hinzu, „als zu seinem und unserm großen Erstaunen der ungeheuere Betrag der Hinterlassenschaft bekannt wurde, hat der Herr Abbé, treu seinem bewundernswürdigen Edelmuthe, weit entfernt, seine Schenkung zu bereuen, dieselbe gleichsam von neuem bestätiget durch ein frommes Dankgebet an die Vorsehung;

denn der Herr Notar wird sich erinnern, daß ich den Herrn Abbé, nachdem ich ihn voll Innigkeit umarmt und ihm gesagt, daß er ein zweiter Vincenz von Paula sei, an der Hand nahm und er mit mir niederkniete, um dem Himmel zu danken, daß er ihm den Gedanken eingegeben, diese unermeßlichen Summen zum größern Ruhme Gottes verwenden zu lassen."

„Alles das ist wahr," antwortete Gabriel ehrlich; „so lange es sich blos um mich handelte, habe ich trotz einer augenblicklichen Betäubung, als ich von so einem unermeßlichen Vermögen hörte, keinen Augenblick daran gedacht, die Schenkung zurückzunehmen."

„Unter diesen Umständen," fuhr Aigrigny fort, „hat die Stunde geschlagen, in welcher die Erbschaft geschlossen werden sollte, und da der Herr Abbé der einzige Erbe war, so wurde er nothwendigerweise der einzige und rechtmäßige Besitzer dieses allerdings unermeßlichen Vermögens . . Ich freue mich dieser Unermeßlichkeit, weil dadurch viel Noth wird gelindert, viele Thränen werden getrocknet werden können. Da nun erscheint plötzlich der Mann," und Aigrigny deutete auf Dagobert, „mit Beleidigungen und Drohungen auf den Lippen, und beschuldiget mich, ich hätte, ich weiß nicht, welche Verwandte irgendwo einsperren lassen, um sie zu verhindern, zu rechter Zeit hier zu sein . ."

„Ja, dieser Schändlichkeit beschuldige ich Sie," fiel

der Soldat, durch die Ruhe und Kühnheit des Paters noch mehr aufgebracht, ein. „Ja, ich werde . .“

„Noch einmal, Herr, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich ausreden, Sie mögen dann antworten,“ sagte Aigrigny demüthig mit süßlicher Stimme.

„Ja, ich werde antworten und Sie überführen,“ sagte Dagobert.

„Laß, laß, Vater,“ sagte Agricol; „Du wirst gleich sprechen.“

Der Soldat schwieg.

Der Pater von Aigrigny fuhr mit neuer Zuversicht fort:

„Wenn es wirklich außer dem Herrn Abbé noch andere Erben giebt, so ist es allerdings traurig für sie, daß sie nicht zu rechter Zeit erscheinen konnten; und wenn ich, statt die Sache der Leidenden und Armen zu vertheidigen, nur meine Interessen zu wahren hätte, würde ich weit entfernt sein, diesen von dem Zufalle abhängenden Vortheil geltend zu machen; als Bevollmächtigter der großen Familie der Armen aber muß ich meine unbedingten Ansprüche auf diese Erbschaft behaupten, und ich zweifle nicht, daß der Herr die Gültigkeit meiner Reclamationen anerkennt, indem er mich in Besitz der Papiere setzt, die mir jedenfalls angehören.“

„Mein einziger Auftrag ist,“ entgegnete der Notar mit bewegter Stimme, „den Willen des Testators getreu zum Vollzug zu bringen. Der Herr Abbé von Rennepont

ist allein in der gesetzten Frist erschienen. Die Schenkungsurkunde ist in Ordnung; ich kann mich also nicht weigern, ihm in der Person des Beschenkten die Erbschaft zu übergeben."

Bei diesen Worten legte Samuel die Hände auf das Gesicht und seufzete tief; er mußte die vollkommene Richtigkeit der Bemerkungen des Notars anerkennen.

„Aber, Herr," rief Dagobert aus, indem er sich an den Mann des Gesetzes wendete, „Sie können unmöglich zwei arme Waisen so berauben lassen. Ich spreche im Namen ihres Vaters und ihrer Mutter. Ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre, bei meiner Soldatenehre, daß man das Vertrauen und die Schwachheit meiner Frau gemißbraucht hat, um die Töchter des Marschalls Simon in das Kloster zu führen und mich so zu hindern, sie diesen Morgen hierher zu bringen. Das ist so wahr, daß ich schon meine Klage bei der Behörde deshalb angebracht habe."

„Nun, und was hat man Ihnen geantwortet?" fragte der Notar.

„Meine Angabe genüge nicht, um die Mädchen aus dem Kloster zu nehmen, in dem sie sich befänden, und man würde Untersuchungen anstellen."

„Ja, Herr," fiel Agricol ein. „So war es auch mit Fräulein von Cardoville, die man als verrückt in einem Irrenhause zurückhält und die doch ihren Verstand voll=

kommen hat; sie hat, wie die Töchter des Marschalls Simon, Ansprüche auf diese Erbschaft. Ich habe für sie dieselben Schritte gethan, wie mein Vater für die Töchter des Marschalls Simon."

„Nun?" fragte der Notar.

„Leider," antwortete Agricol, „sagte man mir, wie meinem Vater, auf meine einfache Anzeige konne man nicht handeln, man würde zusehen . ."

In diesem Augenblicke verließ Bathseba, welche die Klingel an der Thüre gehört hatte, den rothen Saal auf einen Wink Samuels.

Der Notar sprach zu Agricol und dessen Vater:

„Es sei fern von mir, Ihre Wahrheit irgendwie in Zweifel zu ziehen, aber es ist mir, so leid es mir auch thut, unmöglich, Ihren Anklagen, die durch nichts bewiesen werden, so viel Wichtigkeit beizulegen, daß ich den gesetzlichen Gang unterbräche; denn, wie Sie selbst sagen, hat die richterliche Gewalt, an die Sie sich wendeten, Ihren Anzeigen keine Folge geben zu müssen geglaubt und Ihnen gesagt, man würde Erkundigungen einziehen und zusehen; ich frage also, kann ich bei einem so wichtigen Umstande eine Verantwortlichkeit auf mich nehmen, welche die Beamten nicht auf sich zu nehmen wagten?"

„Ja, Sie müssen es, im Namen der Gerechtigkeit und Ehre," rief Dagobert aus.

„Vielleicht unter Ihrem Gesichtspunkte, unter dem meinigen bleibe ich der Ehre und Gerechtigkeit treu, wenn ich pünktlich das ausführe, was mir durch den heiligen Willen des Sterbenden vorgeschrieben ist. Uebrigens ist für Sie nichts verloren. Wenn die Personen, in deren Interesse Sie sprechen, sich für verletzt halten, so kann dies später Grund zu einem Prozesse, zu einem Recurs gegen den von Herrn Abbé Gabriel Beschenkten geben. Bis dahin ist es meine Pflicht, ihn sofort in Besitz des Vermögens zu setzen. Ich würde mich gefährden, wenn ich anders handeln wollte . .“

Die Bemerkungen des Notars schienen so ganz dem strengen Rechte zu entsprechen, daß Samuel, Dagobert und Agricol bestürzt schwiegen.

Gabriel schien nach einigem Nachdenken einen verzweifelten Entschluß zu fassen, und sagte mit fester Stimme zu dem Notar:

„Da das Gesetz in diesem Falle das gute Recht nicht zu schützen vermag, so greife ich zu dem Aeußersten; ehe ich mich dazu entschließe, frage ich zum letzten Male den Herrn Abbé von Aigrigny, ob er sich mit dem begnügen will, was mir von diesem Vermögen zukommt, unter der Bedingung, daß die andern Theile der Erbschaft in sichern Händen bleiben, bis die Erben, in deren Namen ich reclamire, ihre Ansprüche nachgewiesen haben?“

„Auf diesen Vorschlag werde ich antworten, was ich

schon gesagt habe," entgegnete Aigrigny. „Es handelt sich hier nicht um mich, sondern um ein großes Interesse der Mildthätigkeit, und ich sehe mich also genöthiget, den Antrag des Herrn Abbé Gabriel zurückzuweisen und ihn an seine Versprechungen zu erinnern."

„Sie gehen also nicht darauf ein?" fragte Gabriel mit bewegter Stimme.

„Die Menschenliebe verbietet es mir."

„Sie weigern sich bestimmt?"

„Ich denke an alle die frommen Werke, welche durch diese Schätze zur größern Ehre Gottes gegründet werden können, und habe weder den Muth, noch den Willen, irgend ein Zugeständniß zu machen."

„Nun," entgegnete der junge Priester, „da Sie mich denn zwingen, so widerrufe ich meine Schenkung; ich wollte natürlich nur das hingeben, was mir zukam, nicht das, was Andern gehörte."

„Sehen Sie sich vor, Herr Abbé," sprach darauf der Pater von Aigrigny; „ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich einen schriftlichen Schwur in Händen habe . ."

„Ich weiß es, Sie haben eine Schrift, in der ich erklärte, diese Schenkung nie widerrufen zu wollen, unter welchem Vorwande es auch sei, bei Strafe, die Verachtung und den Abscheu aller rechtlichen Menschen über mich ergehen zu lassen . . Es sei!" setzte Gabriel mit

großer Bitterkeit hinzu, „ich werde mich allen Folgen meines Eidbruches aussetzen, den Sie überall bekannt machen mögen; ich werde der Verachtung und dem Abscheu Aller ausgesetzt sein, aber Gott wird mich richten . .“

Und der junge Geistliche wischte eine Thräne ab, die aus seinen Augen quoll.

„O, beruhige Dich, mein braver Sohn,“ rief Dagobert aus, der wieder Hoffnung faßte, „alle Rechtschaffenen werden für Dich sein.“

„Gut! Gut, Bruder!“ sagte Agricol.

„Herr Notar,“ fiel Rodin mit seiner dünnen Stimme ein, „Herr Notar, machen Sie doch dem Herrn Abbé begreiflich, daß er seinen Eid brechen kann, so oft er will, daß aber mit dem Gesetzbuche nicht so leicht umzugehen ist, wie mit solchen . . heiligen Versprechen.“

„Sprechen Sie, Herr . .“ sagte Gabriel.

„Sagen Sie dem Herrn Abbé Gabriel,“ fuhr Rodin fort, „daß eine Schenkung unter Lebenden, wie die, welche dem hochwürdigen Pater Aigrigny gemacht worden ist, nur aus drei Gründen zurückgenommen werden kann, nicht wahr?“

„Ja, nur aus drei Gründen,“ bestätigte der Notar.

„Erstens weil ein Kind am Leben ist,“ sagte Rodin, „und ich würde mich schämen, gegen den Herrn Abbé Gabriel von einem solchen Nichtigkeitsgrunde zu spre-

chen . . Der zweite Grund wäre die Undankbarkeit des Beschenkten . . aber der Herr Abbé Gabriel kann unseres großen und ewigen Dankes versichert sein . . Der dritte Nichtigkeitsgrund ist endlich die Nichtausführung der Wünsche des Schenkenden, in Bezug auf die Verwendung des Geschenkes. Eine wie schlechte Meinung der Herr Abbé Gabriel auch plötzlich von uns gefaßt haben mag, so wird er uns doch wenigstens eine Probezeit zugestehen, um ihn zu überzeugen, daß seine Geschenke so, wie er es wünscht, zu Werken verwendet werden, welche die größere Ehre des Herrn zum Zwecke haben."

„Nun, Herr Notar," fiel der Pater von Aigrigny ein, „ist es an Ihnen, auszusprechen, ob der Herr Abbé Gabriel seine Schenkung widerrufen kann oder nicht."

In dem Augenblicke, als der Notar antworten wollte, kam Bathseba mit zwei andern Personen zurück, die bald nach einander in dem rothen Saale erschienen.

Zehntes Kapitel.

Der gute Geist.

Die erste der beiden Personen, deren Ankunft die Antwort des Notars unterbrochen hatte, war Faringhea.

Samuel trat bei dem Anblicke dieses Mannes mit unheimlicher Miene zu ihm und fragte:

„Wer sind Sie?“

Nachdem Faringhea einen durchbohrenden Blick auf Rodin geworfen hatte, der unmerklich erschrak, aber bald seine gewöhnliche Ruhe wieder gewann, antwortete er Samuel:

„Der Prinz Dschalma ist seit Kurzem aus Indien angekommen, um heute hier zu sein, wie es ihm durch die Aufschrift einer Medaille empfohlen wurde, die er am Halse trug.“

„Er auch!“ rief Gabriel aus, der bekanntlich der Reisegefährte des Hindu von den Azoren an gewesen war, wo das aus Alexandrien kommende Schiff angelegt hatte; „er ist auch Erbe! Allerdings sagte der Prinz auf der Ueberfahrt, seine Mutter stamme aus Frankreich; aber den Zweck seiner Reise glaubte er wohl mir verschweigen zu müssen. Ach, dieser Hindu ist ein edeler und muthiger junger Mann! Wo ist er?“

Digitized by Google

Der Würger warf von neuem einen Blick auf Rodin und sagte, indem er die Worte langsam aussprach:

„Ich habe den Prinzen gestern Abend verlassen und er vertrauete mir an, daß er zwar ein großes Interesse habe, sich hier einzufinden, daß er dieses Interesse aber doch wohl andern Umständen opfern könnte; ich verlebte die Nacht in einem und demselben Gasthause mit ihm. Als ich diesen Morgen zu ihm ging, sagte man mir, er sei schon ausgegangen. Meine Freundschaft für ihn forderte mich auf, in dieses Haus zu kommen, weil ich hoffte, die Nachrichten, die ich über den Prinzen geben könnte, würden vielleicht von Nutzen sein.“

Der Würger, der kein Wort von dem Hinterhalte sagte, in den er am Abende vorher gefallen, der von den Machinationen Rodins in Bezug auf Dschalma schwieg, und namentlich die Abwesenheit des Letztern einer freiwilligen Ursache zuschrieb, wollte offenbar dem Socius dienen, und hoffte wahrscheinlich, daß der Letztere für seine Verschwiegenheit dankbar sein würde.

Es ist wohl kaum nöthig, zu sagen, daß Faringhea unverschämt log. Nachdem er am Morgen durch ein Wunder von List, Gewandtheit und Kühnheit aus seinem Gefängniß entkommen, war er in das Gasthaus geeilt, in dem er Dschalma gelassen. Hier hatte er erfahren, daß ein Mann und eine Frau von sehr anständigem Aeußern, welche sich für Verwandte des jungen

Hindu ausgegeben, ihn zu sehen verlangt hätten, über seine gefährliche Schlaftrunkenheit erschrocken wären und ihn in ihren Wagen hätten tragen lassen, um ihn mit in ihre Wohnung zu nehmen und zu pflegen.

„Es ist Schade,“ sagte der Notar, „daß dieser Erbe nicht erschienen ist; leider sind nun seine Ansprüche auf die unermeßliche Erbschaft verfallen.“

„Ach -- es handelte sich um eine unermeßliche Erbschaft,“ sagte Faringhea, indem er Rodin scharf ansah, der klüglicherweise die Augen abwendete.

Die zweite der Personen, von denen wir gesprochen haben, trat in diesem Augenblicke ein.

Es war der Vater des Marschalls Simon, ein hochgewachsener alter, aber noch rüstiger und kräftiger Mann; sein Haar war weiß und kurz abgeschnitten; sein leicht geröthetes Gesicht drückte zu gleicher Zeit Klugheit, Kraft und Sanftmuth aus.

Agricol ging ihm schnell entgegen.

„Sie hier, Herr Simon?“

„Ja, mein Sohn,“ sagte der Vater des Marschalls, indem er Agricol herzlich die Hand drückte; „ich komme so eben von der Reise an. Herr Hardy sollte wegen einer Erbschaft, wie es scheint, hier sein, da er aber noch einige Zeit von Paris entfernt sein wird, so hat er mich beauftragt . .“

„Er ist auch Erbe . . Franz Hardy!“ unterbrach Agricol den alten Handwerker.

„Wie siehst Du denn blaß und verstört aus, mein Sohn? Was giebt es?“ fuhr der Vater des Marschalls fort, indem er sich verwundert umsah; „um was handelt es sich?“

„Um was es sich handelt? Um Ihre Enkelinnen, die man eben beraubt hat,“ rief Dagobert in Verzweiflung aus, indem er zu dem Werkmeister trat, „und ich habe sie tief aus Sibirien daher gebracht!“

„Sie?“ fiel der alte Handwerker ein, indem er sich der Züge des Soldaten zu erinnern suchte; „wer sind Sie denn?“

„Dagobert.“

„Sie, . . der so treu und aufopfernd an meinem Sohne hing?“ rief der Vater des Marschalls aus, während er Dagobert die Hand drückte; „aber sprachen Sie nicht von der Tochter Simons?“

„Von seinen Töchtern, denn er ist glücklicher, als er glaubt,“ sagte Dagobert, „es sind Zwillingsschwestern.“

„Wo sind sie?“ fragte der alte Mann.

„Im Kloster.“

„Im Kloster?“

„Ja, durch den Verrath des Mannes da, der sie zurückgehalten und so um ihr Erbe gebracht hat.“

„Welcher Mann?“

„Der Marquis von Aigrigny.“

„Der Todfeind meines Sohnes!“ entgegnete der alte Handwerker mit einem Blicke des Widerwillens auf den Pater Aigrigny, dessen Keckheit sich nicht verläugnete.

„Das ist noch nicht Alles,“ fuhr Agricol fort; „Herr Hardy, mein würdiger und braver Herr, ist leider auch um seine Ansprüche auf diese unermeßliche Erbschaft gekommen.“

„Was sagst Du?“ rief der Vater des Marschalls Simon aus; „Herr Hardy wußte gar nicht, daß es sich um so wichtige Dinge handelte . . Er reisete eilig ab, um zu einem Freunde zu gelangen, der seiner bedurfte.“

Samuels Verzweiflung nahm bei jeder dieser Entdeckungen zu, aber er konnte nur seufzen, denn leider war der Wille des Testators bestimmt ausgesprochen.

Der Pater Aigrigny, der dieser Scene ein Ende machen wollte, weil sie ihn trotz seiner scheinbaren Ruhe in Verlegenheit brachte, sagte ernst zu dem Notar:

„Die Sache muß ein Ende nehmen; wenn die Verleumdung mich erreichen könnte, würde ich mit siegreichen Thatsachen antworten . . Warum die Abwesenheit der Erben, in deren Namen dieser Soldat und sein Sohn in so beleidigender Weise reclamiren, gehässigen Intriguen zuschreiben? Warum sollte sich die Abwesenheit nicht auch erklären lassen, wie die des jungen Indiers und die des Herrn Hardy, der, wie sein Vertrauter sagt, die

Wichtigkeit der Interessen, welche ihn hierherriefen, nicht kannte? Ist es nicht wahrscheinlich, daß die Töchter des Marschalls Simon und Fräulein von Cardoville durch sehr natürliche Gründe abgehalten worden sind, heute hier zu erscheinen? Noch einmal, es hat schon zu lange gedauert; ich glaube, der Herr Notar wird gleich mir der Meinung sein, daß dieses Bekanntwerden neuer Erben in der Frage durchaus nichts ändert, die ich eben zu stellen die Ehre hatte, nämlich, ob ich als Bevollmächtigter der Armen, denen der Herr Abbé Gabriel Alles, was er besaß, überlassen hat, trotz dem zu späten und ungesetzlichen Einspruche, der einzige Besitzer des Vermögens bleibe, das ich im Angesichte Aller in diesem feierlichen Augenblicke zur größern Ehre Gottes zu verwenden schwöre? . . Antworten Sie bestimmt, Herr Notar, und beendigen Sie eine für uns Alle peinliche Scene.''

,,Mein Herr,'' entgegnete der Notar mit feierlicher Stimme, ,,nach bestem Wissen und Gewissen, im Namen der Gerechtigkeit und des Gesetzes erkläre ich als treuer und unparteiischer Vollstrecker des letzten Willens des Herrn Marius von Rennepont, daß Sie, Herr Abbé von Aigrigny, in Folge der Schenkung des Herrn Abbé Gabriel von Rennepont, der alleinige Besitzer dieses Vermögens sind, das ich Ihnen hiermit übergebe, damit

Sie den Wünschen des Testators gemäß darüber verfügen."

Diese Worte, die mit Ernst und Ueberzeugung gesprochen wurden, warfen die letzten Hoffnungen um, welche die Vertheidiger der Erben noch hätten hegen können.

Samuel wurde noch bleicher, als er es gewöhnlich war; er drückte krampfhaft die Hand Bathsebas, die zu ihm getreten war, und über die Wangen der beiden Alten rannen Thränen.

Dagobert und Agricol waren in gänzliche Muthlosigkeit verfallen, denn sie mußten jeder Hoffnung entsagen, da der Notar geäußert hatte, er könne ihren Reclamationen nicht mehr Glauben und Gewicht beilegen, als ihnen die Behörden beigelegt hätten.

Gabriel litt mehr als irgend Jemand; er empfand die schmerzlichste Reue, wenn er bedachte, daß er durch seine Verblendung die Ursache und das unfreiwillige Werkzeug dieser abscheulichen Beraubung geworden.

Als der Notar, der sich von dem Inhalte des Kästchens überzeugt hatte, zu dem Pater Aigrigny sagte: „nehmen Sie das Kästchen," rief Gabriel mit grenzenloser Verzweiflung aus:

„Ach, man sollte wahrhaftig glauben, es laste in diesem Falle auf allen, welche die Theilnahme, Liebe oder Achtung verdienen, ein verderbliches Schicksal!

Ach, mein Gott!" setzte der junge Priester hinzu, indem er inbrünstig die Hände faltete, „Deine Gerechtigkeit kann den Sieg einer solchen Ungerechtigkeit nicht zugeben!"

Der Himmel schien das Gebet des Missionairs zu erhören, denn kaum hatte er jene Worte ausgesprochen, als etwas Seltsames geschah.

Rodin hatte, ohne das Ende des Gebetes Gabriels abzuwarten, auf die Ermächtigung des Notars das Kästchen unter den Arm genommen und holte in unendlicher Freude tief Athem.

In dem Augenblicke, als Aigrigny und der Socius endlich im Besitze des Schatzes zu sein schienen, öffnete sich plötzlich die Thüre des Zimmers, in welchem man die Uhr hatte schlagen hören, und auf der Schwelle erschien eine Dame.

Bei ihrem Anblicke stieß Gabriel einen lauten Schrei aus, und blieb wie vom Blitze getroffen stehen.

Samuel und Bathseba sanken mit gefaltenen Händen auf die Knie, und fühlten sich durch eine frohe Hoffnung belebt.

Alle andern Anwesenden waren seltsam ergriffen.

Rodin selbst, Rodin wich zwei Schritte zurück und stellte mit zitternder Hand das Kästchen wieder auf den Tisch.

Obgleich in dem Vorfalle gar nichts Uebernatürliches

lag, denn es erschien eben nur eine Dame auf der Schwelle der Thüre, die sie geöffnet hatte, so trat doch eine Zeit lang eine tiefe feierliche Stille ein.

Jede Brust fühlte sich beklommen.

Alle empfanden bei dem Anblicke dieser Frau eine gewisse Verwunderung und Furcht, eine unerklärliche Angst, denn die Frau schien das lebende Original des Portraits zu sein, das seit hundert und funfzig Jahren in dem Saale hing.

Es war derselbe Haarputz, dasselbe Kleid mit den etwas schleppenden Falten und dasselbe Gesicht mit dem Ausdrucke tiefen, ergebenen Schmerzes.

Die Frau kam langsam heran, ohne, wie es schien, den tiefen Eindruck zu bemerken, den ihre Gegenwart hervorbrachte.

Sie trat zu einem mit Kupfer und Zinn ausgelegten Möbel, drückte an einer Feder, die unter einer Verzierung von vergoldeter Bronze verborgen war, öffnete so den obern Schubkasten, nahm ein versiegeltes Pergamentpacket heraus, trat dann an den Tisch und legte das Packet vor den Notar, der bis dahin stumm und unbeweglich dagesessen hatte und das ihm Ueberreichte nahm.

Nachdem die Frau einen langen, traurigen und sanften Blick auf Gabriel geworfen hatte, der durch ihre Gegenwart gleichsam bezaubert war, schritt sie nach der offen gebliebenen Thüre der Halle zu.

Als sie an Samuel und Bathseba vorüber kam, die noch immer knieten, blieb sie einen Augenblick stehen, neigte ihr schönes Haupt nach den beiden alten Leuten, und betrachtete sie mit liebevoller Theilnahme; dann reichte sie ihnen die Hand zum Kusse und verschwand so langsam, wie sie gekommen war, nachdem sie noch einen letzten Blick auf Gabriel geworfen hatte.

Die Entfernung der Frau schien den Zauber zu brechen, unter dem sich alle Anwesenden einige Minuten lang befunden hatten.

Gabriel brach zuerst das Schweigen, indem er mit bewegter Stimme flüsterte:

„Sie ist es! — Wieder sie! und hier . . in diesem Hause?“

„Wer — sie, Bruder?“ fragte Agricol, der die Bläße und das verstörte Aussehen des Missionairs mit Besorgniß betrachtete; denn der Schmied, der zwar bis jetzt die merkwürdige Aehnlichkeit der Frau mit dem Portrait nicht bemerkt hatte, theilte doch das allgemeine Staunen, wenn er sich auch keine Rechenschaft davon geben konnte.

Dagobert und Faringhea befanden sich in einer ähnlichen Stimmung.

„Wer ist die Frau?“ wiederholte Agricol, indem er die Hand Gabriels ergriff, die feucht und kalt war.

„Da siehe!“ sagte der junge Priester. „Diese Ge-

mälde hängen länger als hundert und funfzig Jahre hier."

Er deutete auf die beiden Portraits, vor denen er saß.

Agricol, Dagobert und Faringhea schlugen nach der Bewegung Gabriels die Augen nach den beiden Portraits empor, die an den Seiten des Kamines hingen, und alle Drei gaben gleichzeitig ihr Staunen zu erkennen.

„Sie ist es; es ist dieselbe Frau!" rief der Schmied bestürzt aus; „und ihr Bild hängt seit hundert und funfzig Jahren hier?"

„Was seh' ich? — Den Freund und Boten des Marschalls Simon!" rief Dagobert aus, indem er das Portrait des Mannes betrachtete. „Ja, es ist das Gesicht dessen, der im vorigen Jahre zu uns nach Sibirien kam. Ach, ich erkenne ihn an der traurigen, sanften Miene und auch an den schwarzen Augenbrauen, die in einander laufen."

„Meine Augen täuschen mich nicht, nein, es ist der Mann mit der schwarzgestreiften Stirn, den wir am Ufer des Ganges erwürgt und begraben haben," sprach Faringhea leise und schaudernd, — „der Mann, den Einer der Söhne Bohwanies in vorigem Jahre auf Java, in den Ruinen von Tschandi gesehen haben wollte, trotzdem, daß er an einem Thore von Bombay vorher ermordet worden war. Dieser Verfluchte ließe, sagte er, überall

auf seinem Wege den Tod hinter sich und dieses Bild ist seit anderthalbem Jahrhunderte hier?"

Dagobert, Agricol und der Würger konnten die Augen von dem seltsamen Portrait nicht abwenden.

„Welche räthselhafte Aehnlichkeit!" dachte der Pater Aigrigny, der dann, wie von einem plötzlichen Gedanken getrieben, zu Gabriel sagte:

„Ist diese Frau dieselbe, welche Sie in Amerika rettete?"

„Dieselbe," antwortete Gabriel zitternd, „und doch sagte sie mir, sie ginge nach dem Norden Amerikas," setzte der junge Priester, mit sich selbst sprechend, hinzu.

„Aber wie kommt sie in dieses Haus?" fragte Aigrigny gegen Samuel gewendet; „antworten Sie, Aufseher . . Diese Frau wurde also vor oder zugleich mit uns herein gelassen?"

„Ich bin zuerst und allein herein gegangen, als, zum erstenmale seit hundert und funfzig Jahren, diese Thüre geöffnet wurde," sagte Samuel ernst.

„Wie erklären Sie dann die Anwesenheit dieser Frau hier?" setzte der Pater Aigrigny hinzu.

„Ich suche sie nicht zu erklären," antwortete der Jude; „ich sehe und — glaube, und jetzt hoffe ich auch," setzte er hinzu, indem er Bathseba einen unbeschreiblichen Blick zuwarf.

„Noch einmal, Sie müssen die Anwesenheit dieser

Frau erklären," sagte Aigrigny, der sich einer unbestimmten Besorgniß nicht erwehren konnte; „wer ist sie? Warum ist sie hier?"

„Ich weiß weiter nichts, als daß, wie mir mein Vater oft gesagt hat, eine unterirdische Verbindung zwischen diesem Hause und entfernten Orten besteht."

„Dann ist es sehr einfach," sagte Aigrigny, „und es braucht nur noch ermittelt zu werden, welchen Zweck die Frau hatte, als sie hier erschien. Die merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Portrait da ist ein Naturspiel."

Rodin hatte die allgemeine Ueberraschung bei dem Erscheinen der geheimnißvollen Frauengestalt getheilt; als er aber dem Notar ein versiegeltes Packet übergeben sah, dachte er gar nicht mehr an die Seltsamkeit der Erscheinung, sondern hatte nur den einen Wunsch, mit dem der Gesellschaft gewonnenen Schatze das Haus zu verlassen; er fühlte eine gewisse Bangigkeit bei dem Anblicke des schwarzgesiegelten Packetes, welches die Beschützerin Gabriels dem Notar übergeben hatte, und das dieser noch in der Hand hielt.

Der Socius, der es sehr für gerathen hielt, in dem allgemeinen Staunen, das noch immer fortdauerte, mit der Casse zu verschwinden, stieß Aigrigny leise mit dem Elnbogen, winkte ihm, nahm das Cedernholzkästchen unter den Arm und ging nach der Thüre zu.

„Einen Augenblick," sagte Samuel zu ihm, indem

er aufstand und ihm den Weg vertrat; „ich ersuche den Herrn Notar, das Packet zu betrachten, das ihm übergeben worden ist; Sie können dann gehen.“

„Aber, Herr . .,“ entgegnete Rodin, der sich mit Gewalt einen Ausgang bahnen wollte, „die Sache ist ja zu Gunsten des Paters von Aigrigny entschieden . . Erlauben Sie also . .“

„Ich sage Ihnen,“ antwortete der alte Mann mit lauter Stimme, „daß dieses Kästchen nicht eher aus diesem Zimmer kommt, bis der Herr Notar Kenntniß von dem ihm Uebergebenen genommen hat.“

Diese Worte Samuels erregten Aller Aufmerksamkeit, und Rodin mußte umkehren.

Der Jude schauderte trotz seiner Festigkeit bei dem fürchterlichen Blicke, welchen ihm Rodin zuwarf.

Der Notar betrachtete auf den Wunsch Samuels das Packet aufmerksam.

„Himmel!“ rief er dann plötzlich aus. „Was sehe ich? Nun — desto besser!“

Aller Augen wendeten sich nach ihm.

„Lesen Sie, lesen Sie!“ rief Samuel, indem er die Hände faltete; „meine Ahnung wird mich nicht getäuscht haben.“

„Aber, Herr,“ sagte Aigrigny zu dem Notar, indem er die Besorgniß Rodins zu theilen anfing; „was enthält das Packet?“

„Ein Codicill," antwortete der Notar, „ein Codicill, das Alles in Frage stellt."

„Wie so?" fragte Aigrigny, der rasch und zornig sich an den Notar wendete; „Alles in Frage stellt? Und mit welchem Rechte?"

„Das ist unmöglich," fiel Rodin ein, „wir protestiren."

„Gabriel! — Vater! Hört doch!" rief Agricol aus; „es ist noch nicht Alles verloren, — wir können noch hoffen . . Gabriel, hörst Du, wir dürfen hoffen."

„Was sagst Du?" entgegnete der junge Priester, indem er aufstand und den Worten seines Pflegebruders kaum glaubte.

„Meine Herren," fuhr der Notar fort, „ich muß Ihnen vorlesen, was da auf dem Couvert steht. Es ändert oder verschiebt wenigstens alle Bestimmungen des Testamentes."

„Gabriel," jubelte Agricol, der dem Missionair um den Hals fiel, „Alles ist hinausgeschoben und nichts verloren."

„Meine Herren, hören Sie," sprach der Notar, und er las, wie folgt:

„Dies ist ein Codicill, welches aus Gründen, die man unter diesem Couvert angegeben finden wird, alle Bestimmungen meines Testamentes, ohne etwas daran zu ändern,

auf den ersten Juni 1832 vertagt . . Das Haus wird wieder verschlossen und die Geldsumme dem Verwahrer überlassen bleiben, um am 1. Juni 1832 an die Berechtigten vertheilt zu werden.

Villetaneuse, heute, den 13. Februar 1682, elf Uhr Abends.

Marius von Rennepont."

„Ich erkläre dieses Codicill für falsch!" rief der Pater von Aigrigny aus, bleich vor Wuth und Verzweiflung.

„Die Frau, welche dasselbe dem Notar übergeben hat, ist uns verdächtig," setzte Rodin hinzu. „Das Codicill ist falsch."

„Nein, mein Herr," antwortete der Notar streng, „denn ich habe die beiden Unterschriften verglichen; sie sind einander vollkommen gleich. Uebrigens gilt jetzt für Sie, was ich früher in Bezug auf die nicht anwesenden Erben sagte; Sie können die Aechtheit des Codicills bestreiten, aber Alles bleibt aufgeschoben und als nicht geschehen, da die Frist um drei und einen halben Monat verlängert ist."

Als der Notar diese letzten Worte gesprochen, hatte Rodin die Finger blutig genagt; seine Lippen färbten sich zum erstenmale roth.

„Mein Gott, Du hast mich erhört!" sprach Gabriel,

der mit Inbrunst die Hände faltete, niederkniete und sein Engelsgesicht gen Himmel wandte; „Deine Gerechtigkeit konnte das Unrecht nicht siegen lassen.“

„Was sagst Du, mein Sohn?“ fragte Dagobert, der in seinem ersten Freudentaumel den Sinn des Codicills nicht recht verstanden hatte.

„Alles ist verschoben, Vater,“ antwortete der Schmied, „und die Frist, in welcher die Erben erscheinen sollen, von heute an auf drei und einen halben Monat hinausgerückt . . Und jetzt, da die Leute da entlarvt sind,“ setzte Agricol auf Rodin und Aigrigny deutend hinzu, „ist nichts mehr von ihnen zu fürchten; man wird auf der Hut sein, und die Waisen, Fräulein von Cardoville, mein würdiger Prinzipal Herr Hardy und der junge Hindu werden das Ihrige erhalten.“

— — — — — — — — — — —

Der freudige Jubel Gabriels und Agricols, Dagoberts, des Vaters des Marschalls Simon, Samuels und Bathsebas läßt sich nicht beschreiben.

Nur Faringhea blieb finster vor dem Portrait des Mannes mit der schwarzgestreiften Stirn stehen. Aber auch die Wuth Aigrignys und Rodins, als sie Samuel das Cedernholzkästchen wiedernehmen sahen, vermögen wir nicht zu schildern.

Auf die Bemerkung des Notars, der das Codicill mit sich nahm, um es unter den gesetzlichen Formen öffnen zu

lassen, sah Samuel ein, daß es klüger sein dürfte, die ungeheuern Summen, die er, wie man wußte, in den Händen hatte, der Bank von Frankreich zu übergeben.

Während die drei edeln Herzen, welche einen Augenblick so viel gelitten hatten, von Glück, Hoffnung und Freude überströmten, verließen der Pater Aigrigny und Rodin voll Wuth und Verzweiflung das Haus.

Der hochwürdige Pater stieg in den Wagen und sagte zu seinen Leuten:

„In den Palast St. Dizier.“

Dann sank er wie vernichtet auf die Kissen, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und seufzete tief.

Rodin nahm neben ihm Platz und betrachtete den so niedergebeugten Mann mit Unwillen und Verachtung.

„Der Feigling!“ sprach er leise bei sich. „Er verzweifelt und doch . .“

— — — — — — — — — —

Nach einer Viertelstunde kam der Wagen in der Babylonstraße an und fuhr in den Hof des Palastes St. Dizier hinein.

Elftes Kapitel.

Die Letzten sollen die Ersten und die Ersten die Letzten sein.

Auf dem ganzen Wege blieb Rodin stumm und beobachtete nur aufmerksam den Pater Aigrigny, der seinem Schmerz und seiner Wuth über die getäuschte Hoffnung in einem Monologe Luft machte, den er durch Ausrufungen, Verwünschungen und Klagen unterbrach.

Als der Wagen in den Hof hineinfuhr und vor dem Eingange des Palastes St. Dizier anhielt, konnte man hinter den Scheiben eines Fensters, halb hinter dem Vorhange versteckt, das Gesicht der Fürstin erkennen, die in ihrer ängstlichen Ungeduld herbeigeeilt war, um zu sehen, ob der Pater Aigrigny komme. Ja, diese Dame, die gewöhnlich so viel auf Anstand hielt, vergaß alle Schicklichkeit so weit, daß sie aus ihrem Zimmer hinaus und einige Stufen der Treppe hinunter dem Pater von Aigrigny entgegen eilte, der muthlos und verzweiflungsvoll heraufkam.

Bei dem Anblicke des bleichen, verstörten Gesichtes des Paters blieb die Fürstin plötzlich stehen und erbleichte; sie ahnete, daß Alles verloren sei, und ein Blick, den sie schnell mit ihrem ehemaligen Liebhaber wechselte, ließ ihr keinen Zweifel über den Ausgang, den sie fürchtete.

Rodin folgte dem Pater demüthig, und Beide traten hinter der Fürstin in deren Cabinet.

Nachdem die Thüre verschlossen worden war, wendete sich die Fürstin mit unbeschreiblicher Angst an Aigrigny und fragte:

„Was, um Gottes willen, ist geschehen?"

Statt auf diese Frage zu antworten, sah der Hochwürdige, dessen Augen vor Wuth funkelten, dessen Lippen bleich und dessen Züge verzerrt waren, die Fürstin an und sagte zu ihr:

„Wissen Sie, wie viel die Erbschaft betrug, die wir auf 40 Millionen schätzten?

„Ich verstehe," antwortete die Fürstin, „man hat uns getäuscht, die Erbschaft war unbedeutend und Sie haben vergebens gearbeitet."

„Ja, wir haben vergebens gearbeitet," erwiederte der hochwürdige Pater, indem er die Zähne zusammenbiß, „vergebens! Und es handelte sich nicht um vierzig, sondern um — zwei hundert und zwölf Millionen!"

„Zwei hundert und zwölf Millionen!" wiederholte die Fürstin staunend, indem sie einen Schritt zurücktrat; „es ist nicht möglich!"

„Ich habe die Papiere in dem Kästchen gesehen, sage ich Ihnen."

„Zwei hundert und zwölf Millionen!" wiederholte die Fürstin bestürzt; „das wäre ja eine unermeßliche,

souveraine Macht gewesen . . Und Sie haben es aufgegeben, haben nicht mit allen möglichen Mitteln bis auf den letzten Augenblick gekämpft?"

„Ich habe Alles gethan, was ich thun konnte, trotz dem Verrathe Gabriels, der noch diesen Morgen mit uns gebrochen, uns erklärt hat, daß er aus der Gesellschaft austräte."

„Der Undankbare!" rief die Fürstin aus.

„Die Schenkungsurkunde, die ich aus Vorsicht durch den Notar legalisiren ließ, war in so guter Form ausgestellt, daß der Notar trotz den Reclamationen des tollen Soldaten und dessen Sohnes mich bereits in Besitz dieses Schatzes gesetzt hatte."

„Zwei hundert und zwölf Millionen!" wiederholte die Fürstin, indem sie die Hände zusammenschlug. „Wahrhaftig, es ist wie ein Traum."

„Ja," antwortete der Pater von Aigrigny bitter, „für uns ist dieser Besitz ein Traum gewesen, denn man hat ein Codicill gefunden, welches alle testamentarischen Bestimmungen auf drei und einen halben Monat vertagt; nun ist die Schaar der Erben gerade durch unsere Vorsichtsmaßregeln aufmerksam gemacht, sie kennen die ungeheuere Summe und sind auf ihrer Hut; Alles ist verloren."

„Welches verwünschte Geschöpf konnte aber Kenntniß von diesem Codicille haben?"

„Eine Frau.“

„Welche Frau?“

„Ich weiß nicht, welche Landstreicherin, welche der Gabriel, wie er sagt, schon einmal in Amerika gesehen hat, und die ihm dort das Leben rettete.“

„Wie kam die Frau dahin? Woher kannte sie die Existenz des Codicills?“

„Das ist Alles, glaube ich, durch einen elenden Juden, den Aufseher des Hauses, veranstaltet worden, dessen Familie das Vermögen seit drei Generationen in den Händen gehabt hat. Ohne Zweifel hatte er geheime Instructionen für den Fall, daß man annehmen könnte, es wären Erben zurückgehalten worden, denn jener Marius von Rennepont hatte in seinem Testamente vorausgesehen,, daß die Gesellschaft seine Familie beobachten würde.“

„Kann man die Gültigkeit des Codicills nicht angreifen?“

„Vor Gericht auftreten? in der jetzigen Zeit? wegen einer Testamentssache? uns ohne sichere Aussicht auf Erfolg dem Geschrei aussetzen? Es ist schon traurig genug, daß Alles dies unter die Leute kommen wird. Ach, es ist schrecklich . . und in dem Augenblicke, wo das Ziel schon erreicht war — nach so vieler Mühe — eine Sache, die so sorgsam, so ausdauernd seit hundert und funfzig Jahren verfolgt worden ist!“

„Zwei hundert und zwölf Millionen!" wiederholte die Fürstin nochmals; „mit solchen Mitteln wäre die Gesellschaft nicht auf das Ausland beschränkt gewesen, sie würde in Frankreich, im Herzen von Frankreich haben auftreten können!"

„Ja," entgegnete Aigrigny bitter, „und durch die Erziehung hätten wir uns der ganzen heranwachsenden Generation bemächtiget . . Es war in politischer Hinsicht von unberechenbarer Wichtigkeit." Dann stampfte er mit dem Fuße, und setzte hinzu: „man könnte rasend werden. Eine so klug, so geschickt und so geduldig geleitete Sache!"

„Es ist also keine Hoffnung mehr?"

„Die einzige besteht darin, daß Gabriel seine Schenkung in dem, was ihn betrifft, nicht zurücknimmt. Sein Theil wäre schon bedeutend, da er sich auf 30 Millionen belaufen würde."

„Das ist ja sehr bedeutend, fast so viel, als Sie hofften!" fiel die Fürstin ein; „warum also verzweifeln?"

„Weil der Gabriel offenbar die Schenkung für ungültig zu erklären suchen wird; so legal sie auch ist, wird er doch Mittel finden, sie zu annulliren, da er jetzt frei, über uns aufgeklärt und von seiner Familie umgeben ist. Ich sage Ihnen, Alles ist verloren, und es bleibt keine Hoffnung mehr. Ich halte es selbst für gerathen, nach Rom zu schreiben, um die Erlaubniß zu erhalten, Paris für einige Zeit zu verlassen.. Die Stadt ist mir jetzt verhaßt."

„Ach ja, ich sehe es . . es kann keine Hoffnung mehr geben, weil Sie, lieber Freund, sich zu einer Art Flucht entschließen.“

Der Pater Aigrigny saß völlig entmuthiget, wie vernichtet da; dieser schreckliche Schlag hatte jede Kraft in ihm gebrochen.

Rodin war während dieses Gespräches bescheiden, seinen alten Hut in der Hand haltend, in der Thüre stehen geblieben.

Einigemale, bei gewissen Worten in dem Gespräche Aigrigny's und der Fürstin, hatte sich das leichenhafte Gesicht des Socius, in dem der Zorn zu arbeiten schien, leicht geröthet, namentlich hatten sich seine schlaffen Augenlider stark gefärbt, als ob das Blut ihm mächtig nach dem Kopfe gestiegen sei . . Bald aber hatte sein Gesicht die gewöhnliche bleiche Farbe wieder angenommen.

„Ich muß sogleich nach Rom schreiben, um dieses Mißlingen zu melden, das ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit wird, weil es außerordentliche Hoffnungen vereitelt,“ sagte der Pater von Aigrigny, der durch einen Wink Rodin an einen Tisch beschied und barsch und stolz zu dem Socius sagte:

„Schreiben Sie!“

Rodin stellte seinen Hut auf den Boden, antwortete auf den Befehl des Hochwürdigen mit einer tiefen Verbeugung, kam, mit gesenktem Haupte, von der Seite

gehend, näher, setzte sich ganz auf den Rand des Sessels an dem Tische, nahm Papier und eine Feder und wartete schweigend und unbeweglich auf das, was ihm sein Vorgesetzter dictiren würde.

„Sie erlauben, Frau Fürstin?“ sagte der Pater Aigrigny zu der Fürstin von St. Dizier.

Diese antwortete mit einer Bewegung der Ungeduld, die dem Pater die förmliche Frage vorzuhalten schien.

Der Pater verbeugte sich, und dictirte mit gepreßter Stimme:

„Alle unsere Hoffnungen, die in der letzten Zeit fast „Gewißheiten geworden, sind plötzlich vernichtet. Die „Sache der Familie Rennepont ist gänzlich und für im„mer gescheitert, trotz aller Sorgfalt und Klugheit, die „aufgeboten worden sind. Wie die Sachen jetzt stehen, „ist es leider mehr als ein Mißlingen, es ist eins der „unglücklichsten Ereignisse für die Gesellschaft, die übri„gens moralisch unbestreitbare Rechte auf jenes Vermö„gen hat, das einer zu ihren Gunsten erfolgten Confis„cation betrügerischerweise entzogen worden ist . . Ich „habe aber wenigstens das Bewußtsein, bis zu dem letzten „Augenblick Alles gethan zu haben, um unsere Rechte „zu wahren und zu vertheidigen. Leider muß jedoch, ich „wiederhole es, diese wichtige Sache für gänzlich und „zwar für immer für verloren angesehen werden.“

Der Pater Aigrigny kehrte Rodin den Rücken zu, als

dies dictirte, und auf die schnelle Bewegung, welche der Socius machte, der aufstand und die Feder auf den Tisch warf, statt weiter zu schreiben, drehete er sich um, sah Rodin höchst erstaunt an und fragte:

„Nun was machen Sie?“

„Das muß aufhören, — der Mann faselt!“ sprach Rodin mit sich selbst, während er langsam nach dem Kamine zuging.

„Sie verlassen Ihren Platz? Sie schreiben nicht?“ fragte Aigrigny staunend. Dann wendete er sich an die Fürstin, die seine Verwunderung theilte, und setzte mit einem verächtlichen Blicke auf den Socius hinzu:

„Er verliert den Kopf ganz und gar.“

„Verzeihen Sie ihm,“ entgegnete die Fürstin, „es geschieht wahrscheinlich aus Verdruß über das Mißlingen dieser Sache.“

„Danken Sie der Frau Fürstin, kehren Sie an Ihren Platz zurück, und schreiben Sie weiter,“ sagte Aigrigny zu Rodin im Tone geringschätzigen Mitleidens, während er mit dem Finger gebieterisch nach dem Tische zeigte.

Der Socius blieb bei diesem neuen Befehle vollkommen ruhig, trat an das Kamin, dem er den Rücken zukehrte, richtete sich gerade empor, stellte sich fest auf die Füße, legte die Hände auf dem Rücken über seinem alten schmuzigen Rocke zusammen, und sah den Pater Aigrigny fest an.

Der Socius hatte kein Wort gesprochen, aber sein häßliches, in diesem Augenblicke leicht geröthetes Gesicht verrieth plötzlich ein solches Bewußtsein seiner Ueberlegenheit und eine so tiefe Verachtung gegen Aigrigny, eine so ruhige Kühnheit, daß der hochwürdige Pater und die Fürstin verlegen dasaßen und nicht wußten, was sie denken sollten.

Der kleine, so häßliche und schmuzige alte Mann imponirte ihnen seltsam.

Der Pater Aigrigny kannte übrigens die Gebräuche seiner Gesellschaft zu gut, als daß er seinen demüthigen Secretär für fähig gehalten hätte, plötzlich ohne Grund oder vielmehr ohne positives Recht dieses gebieterische Wesen angenommen zu haben; zu spät aber sah er ein, daß dieser sein Untergebener zugleich ein Spion und ein erfahrener Gehülfe hatte sein können, der, nach den Einrichtungen des Ordens, Macht und Auftrag hätte, in gewissen dringenden Fällen den unfähigen Agenten abzusetzen und provisorisch zu ersetzen, bei dem er sich vorläufig als Beaufsichtiger befand.

Der Pater täuschte sich nicht; alle obern Glieder des Ordens, von dem General bis zu den Provinzialen, bis zu den Rectoren der Schulen, haben neben sich Männer, die, oft ohne daß es jenen bekannt ist, in scheinbar den untergeordnetsten Stellen verborgen, aber vollkommen geeignet sind, in einem bestimmten Augenblicke ihre Func-

tionen zu übernehmen, und deshalb fortwährend und direct mit Rom correspondiren.

Von dem Augenblicke an, als Rodin sich so stellte, änderte sich plötzlich das gewöhnlich hochmüthige Benehmen Aigrignys so fort; ob es ihm gleich schwer wurde, so sagte er doch zögernd und unterwürfig:

„Sie haben ohne Zweifel Vollmacht, mir zu befehlen, . . mir, der ich bis jetzt Ihnen Befehle gegeben habe."

Rodin nahm, ohne zu antworten, aus seiner alten schmuzigen Brieftasche ein auf zwei Seiten gestempeltes Papier, auf welchem einige Zeilen in lateinischer Sprache standen.

Nachdem Aigrigny gelesen hatte, führte er das Papier ehrerbietig an seine Lippen und gab es mit einer tiefen Verbeugung an Rodin zurück.

Als der Pater Aigrigny das Gesicht wieder emporrichtete, war es kirschroth vor Scham und Verdruß; er empfand trotz der Gewöhnung an blinden Gehorsam und unveränderliche Ehrfurcht für den Willen des Ordens, heftigen Unwillen über seine so plötzliche Entsetzung . . Aber das war noch nicht Alles. Obgleich seit ziemlich langer Zeit jede Galanterie zwischen ihm und der Fürstin von St. Dizier aufgehört hatte, so war diese doch nichts desto weniger eine Dame für ihn, und es war ihm doppelt empfindlich, diesen erniedrigenden Schlag

in Gegenwart derselben zu empfangen, da er den Weltmann noch immer nicht ganz abgelegt hatte, ob er gleich in den Orden getreten war.

Die Fürstin sah sogar, statt über die plötzliche Umwandlung des Obern in den Untergeordneten und des Untergeordneten in den Obern erstaunt und empört zu sehen, Rodin mit Neugierde und, wie es schien, mit Interesse an.

Als Frau, und namentlich als höchst ehrgeizige Frau, die sich an alle einflußreichen Personen anzuschließen versuchte, liebte die Fürstin solche Contraste; es erregte ihre Neugierde, diesen ärmlichen, fast nur mit Lumpen bekleideten, häßlichen Mann, der eben noch der demüthigste Untergebene gewesen war, mit der ganzen Gewalt seines großen Verstandes, den er, wie man wohl wußte, besaß, den Herrn von Aigrigny, einen durch Geburt, durch sein elegantes Benehmen ausgezeichneten und in seiner Gesellschaft bis dahin sehr angesehenen Mann, beherrschen zu sehen.

Rodin verdrängte von diesem Augenblicke an als wichtige Person den Pater von Aigrigny sofort aus dem Geiste der Fürstin.

Nachdem das erste Gefühl der Demüthigung vorüber war, bot der Pater von Aigrigny, obgleich sein Stolz tief verwundet worden, seine ganze Gewandtheit als Mann der guten Gesellschaft auf, um so artig und zu=

vorkommend als möglich gegen Rodin zu sein, der so schnell sein Vorgesetzter geworden war; aber der ehemalige Socius, der diese zarten Nüancen nicht zu würdigen, nicht einmal zu erkennen verstand, trat brutal und gebieterisch in seiner neuen Stellung auf, nicht weil er seinen früher verletzten Stolz nun geltend machen konnte, sondern im Gefühle seines Werthes; er hatte durch lange Erfahrung die Schwäche des Paters von Aigrigny erkannt.

„Sie haben die Feder weggelegt," sagte der Pater zu Rodin mit außerordentlicher Unterwürfigkeit, „als ich Ihnen das Schreiben nach Rom dictirte; wollen Sie wohl die Gnade haben, mir zu sagen, worin ich nicht recht gehandelt habe."

„Sogleich," antwortete Rodin mit seiner schneidenden Stimme; „ich habe lange an mich gehalten, ob ich gleich erkannte, daß Sie dieser Sache nicht gewachsen wären . . Welche Fehler! Welche Armuth in der Erfindung! Welche plumpen Mittel wendeten Sie an, um das Ziel zu erreichen!"

„Ich begreife — Ihre Vorwürfe kaum," entgegnete der Pater von Aigrigny sanft, obwohl ans seiner scheinbaren Demuth Bitterkeit sprach; „war der Erfolg ohne das Codicill nicht sicher? Haben Sie nicht selbst mitgewirkt bei den Maßregeln, die Sie jetzt tadeln?"

„Sie befahlen damals, und ich gehorchte, auch standen Sie auf dem Punkte, das Ziel zu erreichen, nicht

durch die Mittel, deren Sie sich bedienten, sondern trotz den ungeschickten plumpen Mitteln."

„Herr . . Sie sind streng," sagte der Pater von Aigrigny.

„Ich bin gerecht. Gehört denn eine solche außerordentliche Geschicklichkeit dazu, Jemanden in einem Zimmer einzusperren, und dann die Thüre zuzuschließen? He? Nun? Haben Sie etwas Anderes gethan? Nein, die Töchter des Generals Simon? — waren in Leipzig eingesperrt, sind in Paris im Kloster eingesperrt. Adrienne von Cardoville? — eingesperrt; Ohnehemd — im Gefängniß; Dschalma — durch ein Schlafmitel festgehalten. Ein einziges sinnreiches und tausendmal sicheres Mittel, weil es geistig, nicht materiell wirkte, wurde angewendet, um Herrn Hardy zu entfernen . . Alle Ihre übrigen Erfindungen — gehen Sie! — waren plump, unsicher, gefährlich. Warum? Weil Sie gewaltsam waren, und weil man der Gewalt Gewalt entgegensetzt; Weil es dann nicht mehr ein Kampf schlauer, gewandter ausdauernder Männer blieb, die im Dunkeln stehen, in dem sie immer gehen, sondern eine Balgerei bei hellem Tage. Wie? Trotzdem, daß wir unaufhörlich thätig sind, müssen wir uns so wenig als möglich zeigen, und Sie finden nichts Klügeres, als die Aufmerksamkeit auf uns durch Mittel zu richten, welche ein beklagenswerthes Aufsehen machen werden. Um recht geheim zu handeln,

nehmen Sie die Garde, den Polizeicommissar und Kerkermeister zu Mitschuldigen . . Das ist jämmerlich und stümperhaft. Nur ein glänzender Erfolg hätte Ihnen Verzeihung erlangen können, und Sie haben nicht einmal diesen Erfolg."

„Herr," entgegnete Aigrigny sehr verletzt, denn die Fürstin von St. Dizier, welche ihre Bewunderung über die Worte Rodins nicht bergen konnte, sah ihren ehemaligen Liebhaber mit einem Blicke an, der zu sagen schien: er hat Recht, — „Herr, Sie sind mehr als streng in Ihrem Urtheile — trotz der Ehrfurcht, die ich Ihnen schuldig bin, muß ich doch bemerken, daß ich nicht daran gewöhnt bin . ."

„O, Sie sind an noch viele andere Dinge nicht gewöhnt," sagte Rodin hart und rauh, indem er den Pater unterbrach, „aber Sie werden sich daran gewöhnen . . Sie haben sich bis jetzt eine falsche Vorstellung von Ihrem Werthe und Ihrer Bedeutung gemacht; es liegt in Ihnen noch etwas von dem alten Sauerteige des Soldaten und Weltmenschen, der noch immer gährt und Ihrem Verstande die Ruhe, die Klarheit, den Scharfblick benimmt, den er haben muß . . Sie sind ein schöner, geputzter, parfümirter Soldat gewesen, haben sich nur um Krieg, Feste, Vergnügungen und Weiber bekümmert, und dadurch sind Sie halb abgenutzt worden. Sie werden von nun an immer eine untergeordnete Rolle spielen,

denn man hat Sie kennen gelernt. Es fehlte Ihnen die Kraft und der hohe Geist, der die Menschen und Ereignisse beherrscht, — wissen Sie, warum? Diesen Geist besitze ich, und wissen Sie, warum? weil ich mich einzig und allein dem Dienste unserer Gesellschaft gewidmet habe und immer häßlich, schmuzig und jungfräulich, ja, — jungfräulich geblieben bin. Ich habe noch meine ganze Männlichkeit."

Rodin war grauenhaft, als er in stolzem Cynismus diese Worte sprach.

Die Fürstin von St. Dizier fand ihn in seiner Kraft und Keckheit fast schön.

Der Pater von Aigrigny, der sich auf unwiderstehliche Weise von diesem diabolischen Wesen beherrscht fühlte, wollte noch eine letzte Anstrengung machen, und sagte:

„Ach, Herr, diese Prahlereien sind keine Beweise von Kraft und Werth; man wird sehen, wenn Sie ans Werk gehen."

„Ja, man wird mich sehen," antwortete Rodin kalt, „und wissen Sie, an welchem Werke? (Rodin sprach gern und häufig so frageweise); an dem, welches Sie so muthlos aufgegeben haben . ."

„Was sagen Sie?" rief die Fürstin von St. Dizier aus, denn der Pater von Aigrigny wurde durch die Kühnheit Rodins so überrascht, daß er kein Wort zu sprechen vermochte.

„Ich sage," fuhr Rodin langsam fort, „daß ich es über mich nehme, die Erbschaftssache Rennepont's, die Sie für verloren geben, noch glücklich durchzuführen."

„Sie?" rief der Pater von Aigrigny aus. „Sie?"

„Ich."

„Aber man hat ja unsere Manöver enthüllt.“

„Desto besser, so wird man bessere erfinden müssen.“

„Aber man wird gegen uns auf der Hut sein.“

„Desto besser; die schweren Siege sind die sichersten.“

„Wie? Sie hoffen Gabriel zu der Einwilligung zu bringen, seine Schenkung nicht zu widerrufen, der allerdings manches Ungesetzliche anhängt?“

„Ich werde die 212 Millionen, die man uns entreißen will, in die Casse der Gesellschaft bringen. Ist das deutlich gesprochen?“

„So deutlich, als es unmöglich ist.“

„Ich aber sage Ihnen, daß es möglich ist und daß es möglich sein muß, verstehen Sie? Aber Sie sehen nicht ein, Sie Kurzsichtiger,“ rief Rodin aus, der sich so ereiferte, daß sein Leichengesicht sich etwas röthete, „Sie sehen also nicht ein, daß jetzt gar nicht mehr zu wählen ist? Die 212 Millionen gehören entweder uns, und dann ist unser Einfluß in Frankreich sicher wieder hergestellt, denn mit solchen Summen kauft man bei der jetzigen Bestechlichkeit eine Regierung, oder ist das zu theuer oder paßt es nicht, so zündet man einen Bürgerkrieg an, stürzt die Regierung, und stellt die Legitimität wieder her, die im Ganzen auch unser eigentliches Medium ist, und die uns Alles übergeben wird.“

„Das ist klar,“ sagte die Fürstin, indem sie voll Bewunderung die Hände faltete.

„Wenn dagegen,“ fuhr Rodin fort, „jene 212 Millionen in den Händen der Familie Rennepont bleiben, so ist es unser Unglück, unser Verderben, unser Sturz, und es wächst uns ein Stamm erbitterter, unversöhnlicher Feinde heran. Haben Sie die fluchwürdigen Wün-

sche jenes Rennepont in Bezug auf die Association nicht gehört, die er empfiehlt und die seine verfluchte Familie leider vortrefflich verwirklichen kann? Bedenken Sie doch die ungeheuern Kräfte, welche sich um diese Millionen gruppiren werden: der Marschall Simon, der im Namen seiner Töchter handelt, der Mann des Volkes, der Herzog, aber nicht eitel geworden ist, was seinen Einfluß auf die Massen sichert; denn der kriegerische Geist und der eingefleischte Bonapartismus vertreten in den Augen des Volkes noch immer die Ehre und den Ruhm der Nation. Dann haben Sie jenen Franz Hardy, den liberalen, unabhängigen, aufgeklärten Bürger, das Muster eines großen Fabrikanten, der das Fortschreiten und das Wohl der Arbeiter will. Dann — jener Gabriel, der gute Geistliche, wie man sich ausdrückt, der Apostel des ursprünglichen Evangeliums, der Vertreter der Demokratie der Kirche, der Aristokratie der Kirche, des armen Landgeistlichen dem reichen Bischof gegenüber, d. h. des Arbeiters im heiligen Weinberge des Herrn, wie sie sprechen, dem müßigen Despoten gegenüber, der geborene Verbreiter aller Ideen von Bruderliebe, Emancipation und Fortschritt, wie man sagt, und zwar nicht im Namen einer revolutionairen, mordbrennerischen Politik, sondern im Namen einer Religion der Liebe und des Friedens, um mich ihrer Ausdrücke zu bedienen. Dann kommt Adrienne von Cardoville, das Muster der Eleganz, der Anmuth, der Schönheit, die Priesterin der Sinnlichkeit, die sie durch Raffinement und Cultivirung vergöttlichen zu wollen scheint. Ich spreche nicht von ihrem Geiste und ihrer Kühnheit; Sie kennen sie nur zu gut. Auch kann uns nichts gefährlicher sein als dieses

Mädchen, die Patrizierin nach ihrer Herkunft, welche dem Herzen nach dem Volke angehört, und durch ihre Phantasie Dichterin ist. — Dann ist der ritterliche, kühne, zu Allem bereite Prinz Dschalma, der nichts vom civilisirten Leben kennt, in seinem Hasse wie in seiner Liebe grenzenlos leidenschaftlich ist, ein schreckliches Werkzeug in den Händen dessen, der sich seiner zu bedienen weiß. — In der fluchwürdigen Familie ist ferner jener elende Ohnehemd, der für sich allein keinen Werth und keine Bedeutung hat, der aber, gereiniget, gehoben durch die Berührung mit jenen sogenannten edeln Naturen, einen großen Antheil an dem Einflusse jener Association, als Vertreter der Arbeiter, haben kann. Glauben Sie nicht, daß, wenn alle diese Leute, die gegen uns bereits aufgebracht sind, weil wir, wie sie sagen, sie berauben wollten, den verderblichen Rathschlägen jenes Rennepont folgen, ich stehe dafür; glauben Sie nicht, daß, wenn sie uns und unsern Grundsätzen einen erbitterten Krieg erklären, sie nicht die gefährlichsten Feinde werden, welche wir jemals gehabt haben? Ich sage Ihnen, daß die Gesellschaft nie ernster bedroht gewesen sein wird . . Es ist jetzt für sie eine Lebensfrage; es kommt nicht mehr darauf an, sich zu vertheidigen; sie muß angreifen, um die verfluchte Familie der Renneponts zu vernichten und in den Besitz jener Millionen zu kommen."

Bei dieser Schilderung, welche Rodin mit einer fieberhaften Aufregung entwarf, die einen um so größern Eindruck machte, je seltener sie bei ihm war, sahen der Pater von Aigrigny und die Fürstin einander erstaunt an.

„Ich gestehe," sagte der Pater zu Rodin, „an alle diese gefährlichen Folgen dieses Bundes zum Guten, den

Herr von Rennepont empfohlen, hatte ich nicht gedacht; ich glaube, daß seine Erben, nach dem Charakter, den wir an ihnen kennen, sich wirklich vornehmen, dieses Utopien zu verwirklichen . . Die Gefahr ist sehr groß, sehr drohend, aber — was soll, was kann gethan werden, um sie abzuwenden?"

„Wie, Herr, Sie haben unwissende, heldenmüthige und exaltirte Menschen, wie Dschalma, sinnliche und excentrische, wie Adrienne von Cardoville, natürliche, unverdorbene, wie Rosa und Bianca Simon, redliche und offene, wie Franz Hardy, engelreine, wie Gabriel, brutale, dumme, wie Ohnehemd, vor sich und fragen: was ist zu thun?"

„Ich verstehe Sie wirklich nicht," sagte der Pater von Aigrigny.

„Ich glaube es wohl, und Ihr früheres Verhalten bei dieser Sache beweist es," fuhr Rodin spöttisch fort; „Sie nahmen Ihre Zuflucht zu plumpen, materiellen Mitteln, statt auf solche edele hohe Gefühle einzuwirken, die, eines Tages vereint, eine furchtbare Macht bilden würden, jetzt aber, vereinzelt und getrennt, jeder Versuchung, jeder Verlockung, jedem Angriffe zugänglich sind. Verstehen Sie nun? Noch nicht?" Und Rodin zuckte die Achseln.. „Lassen Sie sehen; stirbt man aus Verzweiflung?"

„Ja."

„Kann die Dankbarkeit der glücklichen Liebe bis zu den äußersten Grenzen des thörichtsten Edelmuthes gehen?"

„Ja."

„Giebt es nicht so schreckliche Täuschungen, daß der Selbstmord die einzige Zuflucht vor der fürchterlichen Wirklichkeit ist?"

„Ja.“

„Kann Uebermaaß sinnlicher Genüsse in langsamer Agonie zum Grabe führen?“

„Ja.“

„Giebt es im Leben so schreckliche Umstände, daß die weltlichsten, festesten, gottlosesten Charaktere blindlings, zerbrochen, vernichtet sich der Religion in die Arme werfen und die größten Güter der Welt für das Bußgewand, das Gebet und die Andacht hingeben?“

„Ja.“

„Giebt es endlich nicht tausend Umstände, in welchen die Reaction der Leidenschaften die außerordentlichsten Umwandlungen, die tragischesten Entwickelungen in dem Leben des Mannes oder des Weibes herbeiführt?“

„Ohne Zweifel!“

„Nun, warum fragen Sie mich dann, was zu thun ist? Und was würden Sie sagen, wenn z. B. die gefährlichsten Glieder dieser Familie Rennepont, ehe drei Monate vergehen, auf ihren Knien um die Begünstigung bäten, in die Gesellschaft eintreten zn dürfen, die sie jetzt verabscheuen, und von der sich Gabriel eben getrennt hat?“

„Eine solche Bekehrung ist unmöglich,“ rief Aigrigny aus.

„Unmöglich! Und was waren Sie selbst vor funfzehn Jahren?“ fragte Rodin; „ein Weltmensch, ein Ungläubiger, ein Wüstling, und Sie sind zu uns gekommen und Ihr Vermögen gehört uns. Wie? Wir haben Fürsten, Könige, Päpste unterjocht; wir haben in unserer Einheit die herrlichsten Verstandeskräfte vernichtet, verlöscht, die, fern von uns, in zu hellem Lichte strahlten; wir

haben fast beide Welten beherrscht; wir haben uns erhalten lebenskräftig, reich und gefürchtet bis auf den heutigen Tag trotz allem Haß, trotz aller Verbannung, und wir sollten über eine Familie nicht siegen, die uns so gefährlich bedroht, und deren Güter, die unserer Gesellschaft entzogen wurden, wir durchaus bedürfen? Wie? Wir sollten nicht so geschickt sein, um dieses Resultat ohne unkluge Gewaltthätigkeit, ohne gefährliche Verbrechen zu erreichen? Kennen Sie die unermeßlichen Mittel zur gegenseitigen oder theilweisen Vernichtung nicht, welche die menschlichen Leidenschaften darbieten, wenn sie geschickt aufgeregt, losgelassen, gehemmt, gegen einander geleitet werden, besonders wenn vielleicht durch eine Alles vermögende Genossin," setzte Rodin mit einem seltsamen Lächeln hinzu, „diese Leidenschaften zu doppelter Glut und Gewalt aufgereizt werden können . ."

„Und welche Genossin wäre dies?" fragte der Pater von Aigrigny, welcher jetzt, wie die Fürstin von St. Dizier, Rodin bewundern mußte, wenn er auch ein gewisses Grauen empfand.

„Ja," fuhr Rodin fort, ohne dem Pater zu antworten, „denn diese furchtbare Genossin kann, wenn sie uns unterstützt, die entsetzlichsten Umwandlungen herbeiführen, die Tollkühnsten muthlos, die frechsten Gottesleugner frommgläubig, und wahre Engel zu Teufelnmachen."

„Welche," fragte die Fürstin in ängstlicher Spannung, „ist diese so gewaltige, so fürchterliche Genossin?"

„Wenn sie erscheint," fuhr Rodin immer in kalter Ruhe fort, „werden die Jüngsten, die Kräftigsten jede Minute des Tages in eben so großer Todesgefahr schweben, wie der Kranke, der bereits im Sterben liegt."

„Aber diese Genossin . . ?“ fragte Aigrigny nochmals, der immer ängstlicher wurde; denn je dunkler Rodin dieses düstere Gemälde darstellte, um so leichenhafter wurde sein Gesicht.

„Diese Genossin wird die Völker vermindern und in dem Leichentuche, das sie nach sich schleppt, eine ganze verfluchte Familie hinweg führen können; aber sie wird das Leben jener großen unveränderlichen Körperschaft schonen müssen, welche der Tod einzelner Mitglieder nie schwächt, weil ihr Geist, der Geist der Gesellschaft Jesu, unvergänglich ist . .“

„Nun . . diese Genossin?“

„Nun . . diese Genossin,“ entgegnete Rodin, „diese Genossin, die heranschreitet, langsam heranschreitet, und deren schreckliche Nähe Gerüchte und Ahnungen verkündigen . .“

„Ist . .“?

„Die Cholera.“

Bei diesem Worte, das Rodin mit kreischendem Tone sprach, erbleichten und schauderten Aigrigny und die Fürstin.

Der Blick Rodins war eiskalt; man hätte ihn für ein Gespenst halten können.

Einige Minuten lang herrschte die tiefste Stille im Saale.

Rodin unterbrach sie zuerst. Er winkte mit gebieterischer Geberde dem Pater Aigrigny, an den Tisch zu treten, wo er, Rodin, einige Augenblicke vorher selbst gesessen hatte, und sagte:

„Schreiben Sie!“

Der hochwürdige Pater erbebte anfangs vor Ueber-

raschung, erinnerte sich aber dann, daß er aus dem Vorgesetzten der Untergebene geworden, stand auf, verbeugte sich vor Rodin, als er an demselben vorüber ging, setzte sich an dem Tische nieder, nahm die Feder, kehrte sich nach Rodin um und sagte:

„Ich bin bereit.“

Rodin dictirte das Nachstehende, und der hochwürdige Pater schrieb:

„Durch den Unverstand des hochwürdigen Paters „von Aigrigny ist die Rennepontsche Erbschaft heute „sehr gefährdet worden. Die Hinterlassenschaft beläuft „sich auf 212 Millionen. Trotz dem jetzigen Mißlingen „glaubt man sich aber verbindlich machen zu können, die „Familie Rennepont außer Stand zu setzen, der Gesell„schaft zu schaden, und die genannte Gesellschaft in den „Besitz der 212 Millionen zu bringen, die ihr von Rechts „wegen gehören. Man bittet nur um die ausgedehn„teste und umfassendste Vollmacht.“

— — — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde nach diesem Auftritte verließ Rodin den Palast St. Dizier, indem er mit dem Elnbogen seinen alten schmuzigen Hut abbürstete, den er abnahm, um mit einem tiefen Gruße den Gruß des Portiers zu erwiedern.

Ende des zwölften Theiles.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Sue, Eugène,

Der ewige Jude

Bd.: 12

Leipzig 1844

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.1484(9/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091173-0